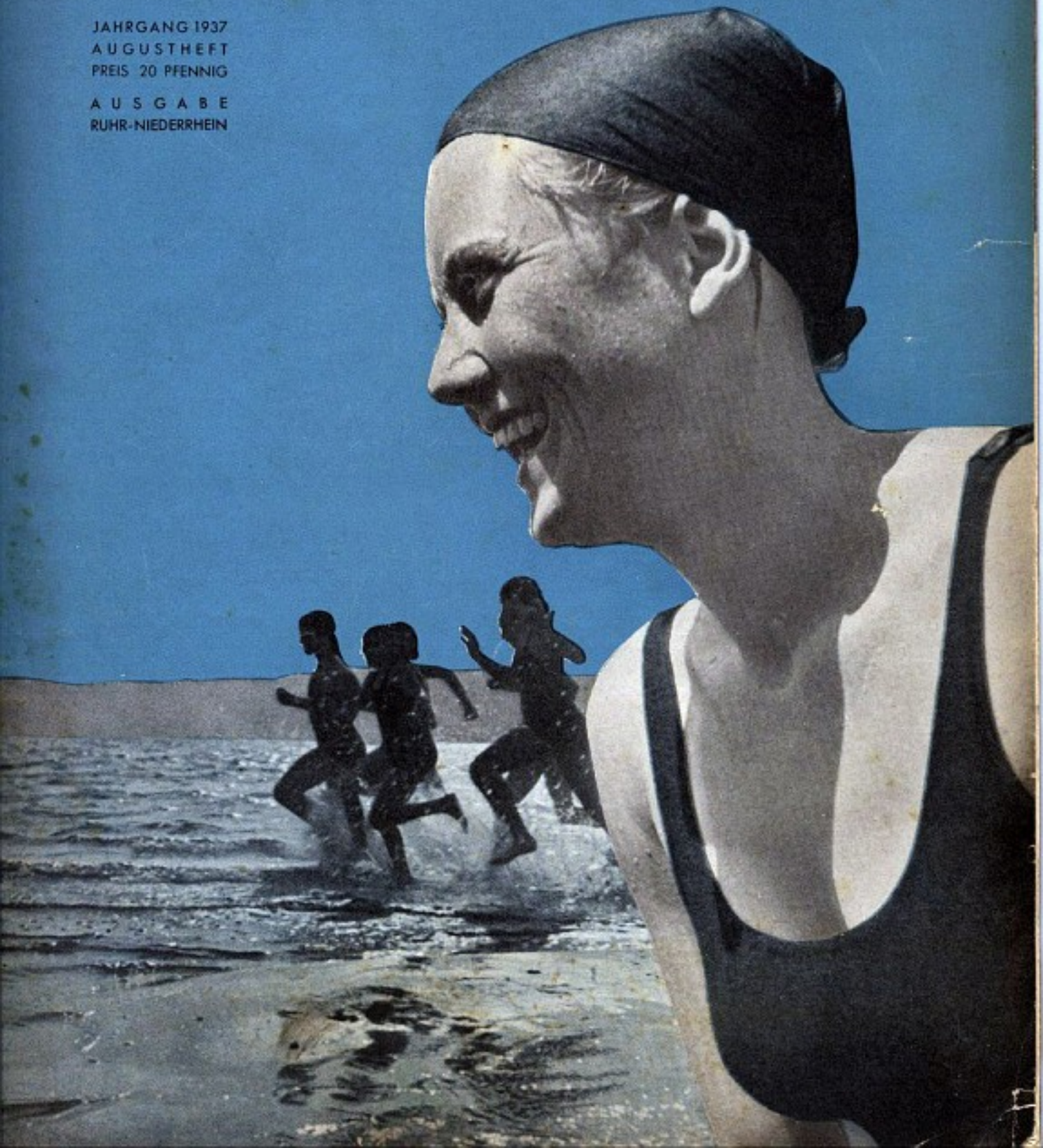
VERLAGSORT HANNOVER

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1937
AUGUSTHEFT
PREIS 20 PFENNIG

AUSGABE
RUHR-NIEDERRHEIN



Der Inhalt

	Seite
Sommertage in Sonne und Wind	1
Kleine Strandgeschichte	3
Schwarzwälderhochzeit in Waldau	5
Die Großmagd Elken	7
Lob der Wiese	9
Skizzen von einer Frankenfahrt	10
Vom „Stippen" und „Reißen", einer alten Glaskunst	12
Eine Mutter schreibt: Nur nicht zu ängstlich	15
Unter der tausendjährigen Eiche	15
Heidsommer im Holz	16
Drei Jungmädelbriefe aus einem Ostseelager	18
Wir Jungmädel helfen den Bauern	22
Jungmädel erzählen	24
Abenteuer um Saratow	26
Der außendeutsche Bericht	28
Streiflichter	29
Unsere Bücher	32

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZEN-UFER 10
DER JUNGMÄDELTEIL WIRD ZUSAMMENGESTELLT VON LYDIA SCHURER-STOLLE, REICHSJUGENDFÜHRUNG
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 35

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Sommertage in Sonne und Wind

In allen Gauen des Reiches wehen die Wimpel vor unseren Fahrtengruppen. Überall im weiten Deutschland stehen unsere Zelte. Das Erleben dieser Sommertage, an dem wir alle teilhaben dürfen, faßt uns ein reichsdeutsches Mädel aus dem Ausland, das zum erstenmal in der Gemeinschaft eines unserer Lager stand, zusammen.

Ueber 200 erhobenen Händen und 200 erhobenen Blicken steigt die Fahne in den klaren, blauen Morgenhimmel. Der Wind bewegt sie und läßt ihr Tuch flattern, er bewegt auch unsere Hände und trägt unsere Stimmen mit sich fort, so daß sie weithin klingen über die Dünen und den Strand: „Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit . . ."

So ist das Erlebnis des Lagers in mir und in jedem einzelnen Mädel. So wird es immer anfangen in der Erinnerung: Mit dem Hissen unserer Fahne und der feierlichen Viertelstunde, in der wir den Tag begannen . . .

Sie waren alle schön, die Ferientage an der Ostsee, sie waren voll von Sonn, Frohsinn und Kameradschaft, und wir fühlen uns losgelöst von dem Alltag unserer Städte, eng verbunden mit Strand und Meer.

Das war ja das Große, dessen sich manche klar bewußt wurden, während die anderen es nur unbewußt empfanden: Woher wir auch kamen, aus welchen Gegenden wir sein mochten, in diesen drei Wochen waren uns das Meer und das Flachland zur Heimat geworden, und viele von uns spürten zum erstenmal die Stärke, die aus der deutschen Heimat kommt, und die uns alle zusammenschmiedet und formt.

Ich denke dabei an ein Gespräch, das ich mit meinen Kameradinnen führte, gleich am ersten Tag, als sie mich von der Bahn abholten. Es war ein klarer, heißer Mittag, und wir wanderten durch den langen Wald unserm Lager zu. Ich war voll Neugier, wie das alles in Wirklichkeit sein würde: Die Zelte, das gemeinsame Leben und die Kameradschaft.

„Wie ist euer Tag eingeteilt?", fragte ich immer wieder, „ist er ganz ausgefüllt, und wird euch keine Stunde zu lang?" — Ursel, die mir mit meinem Rucksack half, konnte nur lächeln über solche Fragen, aber ich sah es ihr an, daß ihr das Berichten nicht langweilig wurde, und daß sie sich selbst immer wieder an jeder Kleinigkeit freute, die sie mir schilderte.

„Du wirst es ja bald selbst erleben", sagte sie, „du wirst bald mitten drinnen stehen, und nach ein paar Tagen wirst du nicht mehr wissen, daß du aus einem Land kommst, das solche Dinge entbehrt . . ."

Und so war es auch. Am ersten Morgen war ich keine Reichsdeutsche aus dem Ausland mehr, sondern ein Mädel wie alle andern und tat mit bei Spiel und Sport und Wandern. Sie hatten mich aufgenommen, wie wenn sie mich schon Jahre zuvor gekannt hätten; wir liefen gemeinsam an den Strand, schwammen gemeinsam hinaus ins Meer und freuten uns wie Kinder über die Wellen, denen wir mit tausenderlei Scherzen begegneten . . .

Und mittags saßen wir, in Zeltgemeinschaften geordnet, auf der Düne, vor uns eine Schüssel und in unserer Mitte das willkommene Mahl. Das war ein lustiger Anblick! Von jedem Hügel erhob sich eine Schar von braungebrannten Mädeln, von überallher erschollen in frohem Wettstreit die Mittagslieder.

„Was sollen wir heute singen, Inge? Wähl dir ein Lied, eins, das dir am besten gefällt." — „Ach, mir gefallen alle eure Lieder, ich könnte euch den ganzen Tag zuhören", aber dann wählte ich doch ein Lied, das ich schon ein paarmal gehört hatte, so daß ich es mitsingen konnte.

Nach dem Essen spülten wir das Geschirr am Strand. Gewöhnlich machte es der Küchendienst, aber ich meldete mich oft als Hilfe, denn für mich war jede Minute am Meer kostbar, und dann konnte man in dieser Viertelstunde wie in keiner andern plaudern.

Mit nackten Beinen standen wir im Wasser und ließen uns von den Wellen bespritzen, und dabei erzählten mir meine Kameradinnen von mancher Fahrt, die sie gemacht hatten, und von manchem Erlebnis.

„Ich führe seit Ostern eine Mädelschaft", sagte Eva, „ich bekam sie ganz unerwartet schnell, denn wir leben erst seit einem Jahr hier im Reich. Nun aber habe ich mich schon ganz eingearbeitet und kann meinen Mädeln viele, viele Anregungen geben." —

„Aber wir erzählen dir immer nur von uns, laß auch einmal von eurem Leben hören", meinte Ursel einmal, als wir das gewaschene Geschirr auf die Ständer hingen . . . Ja, auch da-

für fanden wir Zeit. Einmal regnete es, ganz wenig nur, so daß wir uns unter die Bäume setzten und warteten . . . Und da begann ich zu erzählen, und diese Stunde war so schön, daß wir darüber alles andere vergaßen.

Wie oft hatte ich daheim von einer Fahrt, einer Wanderung berichtet, oder eine Gegend geschildert! Aber ich weiß genau, daß ich es noch nie mit solcher Liebe tat als dieses Mal, und daß ich noch nie vorher eine Landschaft mit solchen Worten zeichnete und aufschloß . . . „Seht, zu uns müßt ihr auch einmal kommen, das müßt ihr kennenlernen, so wie wir alle nun das Meer kennenlernen!"

Und die Mädel folgten meinen Gedanken, sie schritten mit mir durch unsere Städte und Dörfer, über unsere Felder und auf unsere Berge. Ich erzählte kleine Ereignisse, die die Menschen lebendig werden ließ, auch von unserer Arbeit sprach ich . . .

Und das Schönste an diesem Nachmittag war, daß wir dann alle aufstanden, uns an den Händen hielten, und aus der stolzen Freude an unserer Heimat heraus, sangen: „Deutschland, heiliges Wort du voll Unendlichkeit . . ."

Am andern Tage gingen wir in den Wald, dessen Boden geradezu übersät war mit Blaubeeren. Da geschah es oft, daß unsere Zähne dunkel wurden und die Finger rot . . ., daß die Arme und Beine Flecken bekamen, aber was schadete das, das Meer spülte und reinigte alles!

Ja, das Meer, das war hundertfältig in seiner Schönheit! Wir warfen kleine Steinchen auf seine Schaumkronen, wir tauchten darin unter, machten Sprünge und Purzelbäume und empfanden die köstliche Frische des Wassers wie ein Geschenk.

Aber am Abend, da war es uns ganz unmittelbar nah. Da gingen wir, bevor wir die Fahne holten, an den Strand — standen dort ausgerichtet und — mit unseren Blicken an der schimmernden Fläche hängend — minutenlang still, und bis in unsere Schläfen drang das Pochen unserer jungen Herzen, die randvoll waren von der Schönheit dieses Augenblicks . . .

Wie ein Ball hing die Sonne noch um neun Uhr abends am Horizont, und von ihr aus fiel über den Silberspiegel ein leuchtender Streifen, der mitunter noch die Mädel der vordersten Reihe traf . . . Das war unsere abendliche Feierstunde, dieser Gang ans Meer. Ich glaube nicht, daß man wo anders inniger und ehrlicher sich bekennen könnte zu dem, was größer ist als Menschenwerk und Menschenwille.

Schweigend standen wir an der Fahne. Auch sie war hell, denn unablässig irrte der Schein des Leuchtturms über sie hinweg und ließ das schwarze Hakenkreuz auf rotweißrotem Tuche aufglänzen. „Wir holen die Fahne nieder — sie geht mit uns zur Ruh' — und morgen fliegt sie wieder neuen Kämpfen zu . . ."

Und dann kam die Zeltnacht! „Ursel, schieb deine Beine etwas zur Seite!" — „Gerti, du liegst auf meinem Schlafsack . . ." — „Ach Hilde, du bist noch auf, könntest du mir nicht von meinem Affen ein frisches Taschentuch holen?" — „Hilde, mir bitte . . .", aber sie war schon fort.

Nach zehn Minuten war alles still, doch keine schlief. „Jetzt wirst du bald etwas hören", hatte man mir am ersten Abend gesagt, „rede nicht und gib acht!" — Wirklich, ganz leise und dann immer lauter klangen durch die Nacht die Töne zweier Blockflöten: „Ade zur guten Nacht . . ."

„Ist das schön!" hatte ich gerufen, denn ich hatte nie zuvor eine Blockflöte gehört. Ich habe mich seither an jedem Abend über sie gefreut, und ich glaube, wenn ich dann wieder daheim sein werde, werde ich manchmal abends die Augen schließen und darauf warten, daß aus der Ferne die wundersamen Töne zu mir kommen: „Ade zur guten Nacht . . ."

Und einmal erlebte ich noch etwas ganz Besonderes! Die Nachtwache. Einige von uns hatten das schon ein paarmal mitgemacht und sprachen lange vorher davon. Aber was sie mir auch erzählten, es war nicht so schön als die Wirklichkeit. Jemand rüttelte mich an der Schulter: „Aufsteh'n, Inge,

Alle (3): Parchke

Nachtwache!" Es war drei Uhr morgens. Ich kroch im Trainingsanzug aus dem Zelt, zog draußen die Kletterweste an und rieb mir die Augen.

Nach zwei Sekunden war aller Schlaf vergangen, und als ich jetzt mit Eva auf leisen Sohlen über den Sand ging und aufwärts zum helldunklen Himmel blickte, an dem glitzernde Sterne hingen, da wußte ich, daß ich noch nie zuvor etwas Schöneres erlebt hatte!

Das ist ganz seltsam, die Nächte da oben im Norden sind nicht so dunkel wie unsere Nächte. Ein fahles Licht liegt auf Wegen und Fluren, die Umrisse der Bäume sind ungewöhnlich klar. Unsere Zelte sahen von den hohen Dünen aus wie aus einer Spielzeugschachtel, so nett und ordentlich. Nichts rührte sich, kein Lüftchen bewegte das Dünengras.

„Komm, wir laufen einmal die Runde", schlug Eva vor, „Lisl bleibt einstweilen hier am Hügel stehen." Wir sprachen nicht zusammen, aber beide standen wir mit einem Ruck still, als sich der Blick zum Meer öffnete. „Ist das schön!" Eva faßte meine Hand und zog mich nordwärts. Da kreiste der Lichtkegel des Leuchtturms über die unendliche Wasserfläche und ließ sie immer und immer wieder aufleuchten. Ich konnte mich nicht trennen von diesem Bild . . .

Später sagte ich dann: „Weißt du, wenn ich wieder daheim bin, dann werde ich unseren Mädeln vom Meer und von euch erzählen, und ich glaube, ich werde es mit der gleichen Liebe tun, mit der ich euch meine Heimat schilderte. Denn ich fühle es: Das Meer ist auch ein Stück Heimat für mich, ein Teil von der großen Heimat Deutschland!"

Wir plauderten noch über vieles zusammen, Lisl, Eva und ich. Wir saßen auf einer Düne und blickten rund um uns, und diese stille Nacht erweckte manche heimliche Gedanken... Ganz zuletzt sagte Lisl: „Fein ist das, für die Schläfer da drinnen zu wachen und zu wissen, daß wir jetzt die Verantwortung tragen, wir drei, für alle andern!"

Wir wuschen uns noch, bevor die andern erwachten, im Meer und rüttelten dann Heide wach, die jeden Morgen auf ihrer Ziehharmonika das Wecklied spielte, und auch heute weckte.

So gingen die Tage hin, einer immer schöner als der andere; sie waren für mich viel zu kurz. Aber als ich Abschied nahm, da schien es mir doch, als hätte ich jetzt nicht achtzehn Tage, sondern mindestens ein Jahr hier oben im Lager gelebt, so viel Neues war mir begegnet.

Die Mädel begleiteten mich bis zum Bahnhof. Da dachte ich an den ersten Gang mit ihnen und an meine Fragen . . . und daran, daß es wundervoll ist, daß eine solche Gemeinschaft in Deutschland besteht, und daß wir alle viel mehr erleben können, als es unsere Eltern jemals taten!

„Grüß uns die Kameradinnen von drüben", sagten sie zu mir, „erzähl ihnen alles, und es soll doch ab und zu eine zu uns kommen!"

Dann fuhr der Zug nach Süden, und ich saß am Fenster und hatte das Herz voller Freude!

Kleine Strandgeschichte

Vor der Düne liegt ein lustig buntes Fischerdorf, ganz nahe an der See. Man geht am besten vom Zeltlager aus unter der Düne hin, durch den feuchten Sand bis zu den schwarzen, strohbedachten Hütten, wo weit ausgereckt die Netze der Fischer gespannt sind, und wo es immer nach getrockneten Fischen und Seetang riecht. Man zieht am besten die Schuhe aus und wandert mit nackten Füßen durch den tiefen Sand die Düne herauf. Schon greift der Wind in den weiten Rock, daß er sich bläht, und dann faßt er die losen, kurzen Haare.

Der Strand schimmert hell gegen das grüne Wasser. Es ist noch früh, die Sonne hängt noch tief am Himmel. Zwischen den Gräsern regt sich etwas, krabbelt schlaftrunken die Halme hinauf und torkelt gleich wieder herab mit einem viel zu schweren Hinterkörper — ein Käfer rollt sich behaglich im Sand. Ich laufe mit Erik Detlevsen, dem kleinen Fischerjungen, durch den hohen Strandhafer, meist ist Erik mir ein ganzes Stück voraus; denn er ist weit schneller als ich . . .

Aufn.: (2) Doris Paschke

Ueber mir schlagen ein Paar Flügel, ein riesiger Segelflieger schwebt gegen den Himmel. Von der Sandflut aus habe ich einen Blick auf das weite Meer, über mir ist ein blauer Himmel, von dem man nicht weiß, wo er zu Ende ist.

Ueberall ist Sand, ich greife mit den Händen hinein, lasse ihn durch die Finger gleiten. Wenn ich über die Düne laufe, läuft jemand mit, springt und tanzt und narrt mich; mein Schatten ist es, einmal lockt er und läuft mir voraus, dann treibt er mich von hinten, dann ist er plötzlich ganz verschwunden.

„De Deern bekiekt sick in de Järde", ruft Erik. Lange geht das nicht so, dieses Spielen! Ich werfe die Arme über den Kopf und sause übermütig die Düne hinab. Hinter dem dunklen Wasserstreifen leuchtet eine goldene Sandbank auf, das Wasser sprudelt gegen meine Füße. Es treibt mich hierhin und dorthin . . .

Die Luft riecht nach Salz und Tang, die Möven gleiten dicht an mir vorbei. Wenn ich ganz still stehe, sehe ich die feinen, schillernden Muscheln im Sand. Rot und golden leuchten sie im Wasser. Wir sollen vor mittag wieder daheim sein, Erik und ich.

Es sind so wenig hohe Fenster hier unter den Strohdächern, aber keines ist blind, die emsige Arbeit schaut heraus, und die Sonne steht abends darin — wie Gold.

Ueberall, auch im Dorf ist der Sand, bis dicht an die Häuser drängt er sich. Kaum ein Stück fruchtbare Erde gibt es hier.

Manchmal trägt der Wind den Sand wie eine Welle, daß er hochwächst zur Düne. Vielleicht treibt er ihn anderen Tages zu den krüppeligen Kiefern und fällt über sie her, daß sie ersticken.

Ueberall ist Sand, in die Schuhe kriecht er, in meinen Haaren ist er, in den Händen scheuert er. Zwischen Gras und Hafer rieselt er; keinem Baum, keinem Strauch gönnt er festen Boden für seine Wurzeln.

Er hat selbst keine Heimat, so gönnt er sie auch nicht anderen Dingen. Wenn man eine Düne hinunterläuft, rieselt er in die Spuren, die die Füße in den weichen Boden drücken. Wenn ein Sturm übers Meer kommt, der ihn hoch peitscht, heult er wild auf und schneidet in die Augen.

Freilich, die Fischerfrauen fürchten ihn nicht, abends erzählen sie den Kindern, daß der Sandmann umgeht und allen müden Menschen Sand in die Augen streut, damit sie schlafen können.

„Erik is möde, de Sandkerl full man kuomen, man to, nich Moder", sagt der Fischerjunge. „Snak nich Jung?" lacht die gute Frau Detlevsen, die immer gut ist mit allen Kindern.

Am Tag läßt sie uns gewähren, wenn wir barfüßig laufen, und Erik uns all das Neue erklärt auf seine Art. Nach seiner Ansicht müßte ich ein Junge werden, um das alles so verstehen zu können wie er.

Wenn die Fischer ankommen, steht er stundenlang am Wasser, und meilenweit schon erkennt er den Ewer seines Vaters, dann gehen die Männer langsam bedächtig ihren Hütten zu, schieben die hochrädigen Karren durch den tiefen Sand — ihre Kurenwagen.

Nachts liegt der Mond vor Anker wie eine Barke. Dann sehen die Männer nach den Sternen und erkunden, ob das Wetter gut wird, und Erik ist dabei. „Moder wi kümp't, dat de Stiärne an haugen Heben staoht un Dages wier gaoht?" — „Jung, de Welt is graut un kien eene weet wu wiet de Heben is, dat versteihs du noch nich. Wenn du gröeter büs . . ."

Dann läuft Erik mit vorgestrecktem Hals gegen den Wind, schleudert flache Kiesel hoch in den Himmel, als könnte er bis an die Sterne reichen. „Jau Moder, ick faat se nich, de Stiärne sin nu noch to hauge, ick mot en lück wassen, nich Moder?"

Weit hinten stehen die Kiefern, vom Wind zerrissen, grau und dürr von der Sonne. Unser Schatten läuft lang vor uns her.

„Moder, he mot nich gröeter sin äs ick, nich Moder. He darv nich gröeter sin." — „Ja, min Jung, bis gröeter äs he", lacht Mutter Detlevsen. Im Stillen denkt sie, könnte er mein Junge bleiben und denkt an das Meer, an den Vater, der aus seinem

Jungen einen tüchtigen Fischer machen will — und denkt an viele Sturmnächte. — Welche Fischerfrau denkt nicht daran? Mutter Detlevsen wird ganz still. „Moder, wat bullert dat Water", fragt Erik. Die Brandung hört man bis ins Dorf hinein. Immer gleich tönt sie, sie ist das Wiegenlied aller Fischerkinder, gewaltig und versöhnend ist sie, unerbittlich und doch ständiger, treuer Gefährte. Ihr Geheimnis bedeutet unerbittliches Kämpfen, Leben und Tod zugleich.

Winter und Sommer leben sie ein Leben mit dem Meer, grausam und gewaltig kann es sein, doch die grünen Gestade sind hell und weit . . .Sommertags ist immer Licht über uns, die Sonne glüht früh auf und bleibt lange bei den Menschen. Die Arme der Fischer sind braun und das ganze Gesicht.

Abends stehen wir oft bei den Fischern, Erik dreht sich dann gewichtig um sich selbst. Er erzählt uns seine Geschichten, so wie sie die Fischerjungen sich untereinander erzählen . . .

„Wenn morgen der Wind den Sand übers Dorf weht, ich stehe allein am Strand, dann baue ich aus lauter Sand Berge, Burgen — Felsen, auf denen ewiger Schnee liegt. Mutters Blumen säe ich darauf und ringsum wurzelfesten Hafer, der einen sicheren Boden schafft . . ."

Eine Weile sinnt er vor sich hin. „Wenn die Brandung kommt, wenn der Sturm und das Wasser meine Burg verwehen, dann baue ich mir ein Schiff, einen Kutter, so groß wie mein Vater ihn hat. Ich werde dann weit fort fahren in ein Land, ganz weit von hier, wo es große, reiche Städte gibt . . ." Wenn ich lache, ist Erik sehr böse.

„Süeh eener den Jung", ulken die Männer. Erik läuft trotzig davon gegen die Mole. „Vader, Vader", ruft er über das Meer. Grau und groß fliegen die Vögel über uns.

Dann geht er neben seinem Vater; die Schritte holt er weit aus; er hat ein ernstes Gesicht. Da gehen sie beide Hand in Hand, und sicher wird er seinem Vater von den stolzen Plänen erzählen, und daß er sich einen Kutter bauen will, später einmal, wenn er groß ist . . .

So sind die Menschen hier alle; keinen Tag, keiner Furcht gehen sie aus dem Wege, und wo einer sie nicht ernst nimmt, da drehen sie ihm trotzig den Rücken zu und gehen ihren eigenen Weg. Das fängt schon bei den Fischerjungen an; und keiner macht lange Worte darum, wenn einer nicht wiederkommt — es hat ja alles seine Richtigkeit mit diesem großen, weiten Meer, dem sie alle gehören, jeder auf seine Art, die Männer in einem stolzen, harten Kampf, die Frauen still und besinnlich — ganz wie es zu ihnen paßt. M.

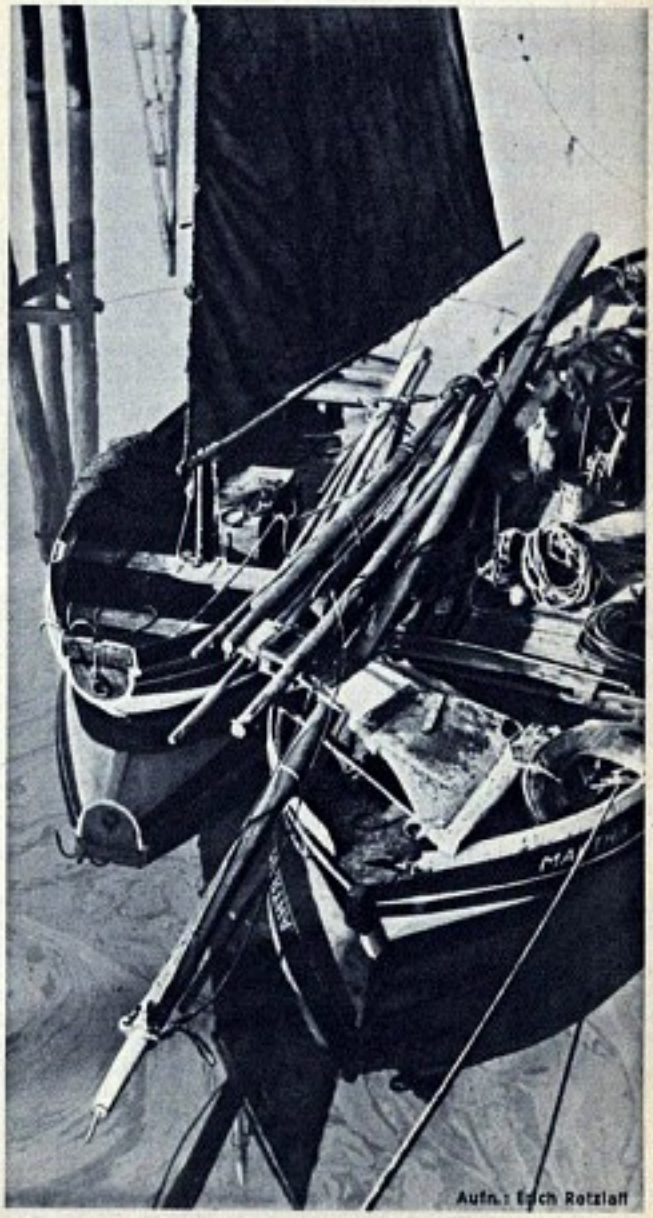
Schwarzwälderhochzeit in Waldau

Hinter uns prustet die Hupe eines Autos. Der Hochzeitsomnibus! Ein paar Bäuerinnen kommen lachend und schwatzend in ihrer dunklen Festtagstracht mit ihren dreieckigen Häubchen herbei, begrüßen sich strahlend und klettern vergnügt in den Wagen. „Will denn's Meidli auch mit?" Ich nicke, für uns alle mit. Jedes Mädel kommt auf einen anderen Wagen.

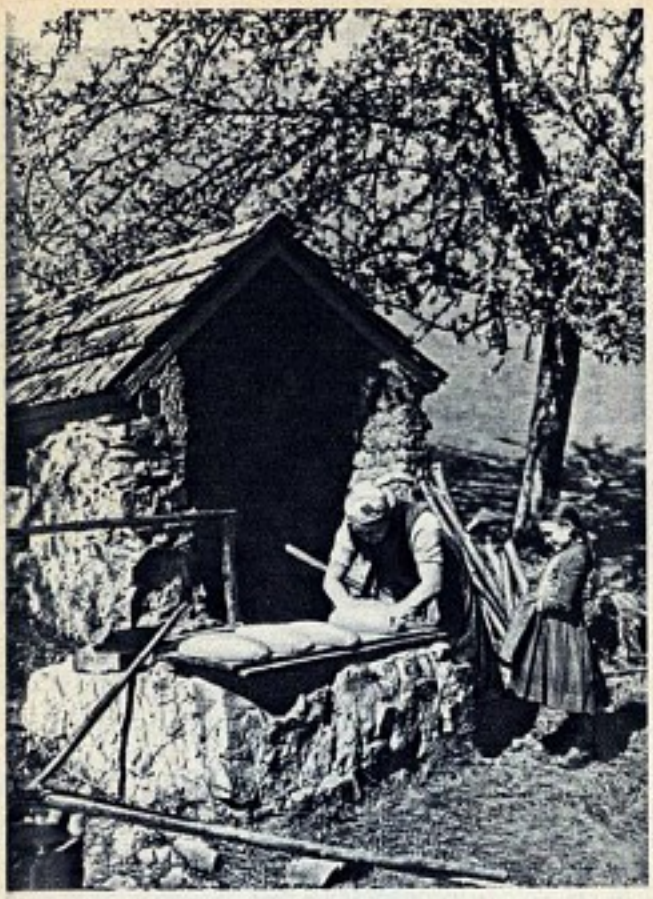
Einsam und verlassen sitze ich zwischen all den feierfreudigen Bäuerinnen, wie ein fremdes, dahergelaufenes Ding zwischen all den Trachten. An jedem größeren Hof kommen wieder neue Frauen hinzu. Es wird eine sehr große Hochzeit werden! Im Wagen geht eine angeregte Unterhaltung über Bräutigam und Braut um, über das bevorstehende Essen und natürlich über die nächsten Aussichten für ein ähnliches Fest. Hart, fast rauh ist ihre Sprache; man muß die Ohren mächtig spitzen, wenn man alles verstehen will.

Neue Gäste steigen ein, jetzt ist der Wagen fast voll. Neben mir sitzt eine junge Frau. Das schwarze Häubchen umrahmt ihr schmales Gesicht. „Heiß ist's heut, gelt, na und das braun' warm Jackerl!" Ich hätte sie für dieses Wort umarmen können in meiner Freude.

Es ist gar nicht so einfach. Die Menschen hier oben sind herb und etwas mißtrauisch gegen Fremde. Das schlimmste aber



Aufn.: Erich Retzlaff



ist, daß ich von dem Wenigen, das mir gilt, nur die Hälfte verstehe. Doch dann habe ich wenigstens etwas erfahren von dem, was ich wissen möchte. Die junge Braut ist die Tochter eines Erbhofbauern, zwölf Kühe hat der Hof. Alt muß er schon sein, denn er hat noch das Strohdach und das Feuer ohne Rauchfang. Wie ohne Rauchfang? Ja, ja, durch das Gebälk zieht der Qualm, würzt und räuchert die Schinken, Würste und Speckseiten, die darüber hängen, und zieht aus einem Loch in der Wand ins Freie.

„Aus Westfalen komm's, gelt?" Als die junge Frau so fragt, rollt das „West" scharf über die Lippen. Im vorigen Jahr ist auch ein Gast von da heroben gewesen, plaudert sie auf mich ein. „Der hat gemeint, daß die Schweine hier gegen die Münsterländischen wie Karnickel seien, sagen's, stimmt das?" Die Frau neben mir blickt mich kampfeslustig an. Soll ich ihr recht geben oder des Friedens wegen die hiesige Zucht verteidigen? Ich lenke ab, wir sprechen über die Hochzeit, über das Brautpaar, nicht mehr über Ruß, geräucherte Wurst und Schweine.

Ja, so, der Bua ist Schreiner, erfahre ich. Er hat ein neues Häusle gebaut, es ist nicht groß, Grund hat er auch nicht, aber er ist Dirigent der Dorfkapelle. Die dunklen Augen meiner Nachbarin leuchten vor verhaltenem Sippenstolz. Dann sitzen wir wieder schweigsam nebeneinander, sehen abwechselnd in unsern Schoß, sie streicht über meinen blauen Rock, als wollte sie den Stoff auf seine Güte hin prüfen.

Hinter einer Höhe taucht plötzlich der Kirchturm auf. Wir sind bald da. Der Wagen hält knirschend vor dem Gasthaus, das reich geschmückt ist mit kleinen grünen Kränzen über Fenstern und Türen. Der Brautvater steht am Schlag und drückt jedem Gast stolz die Hand. Wir gehören ganz mit dazu, ja wir sollen später ja auch unsere Lieder dazu singen.

Aus der Tür tritt mit gesenktem Kopf die Braut. Sie hat ihr dunkles Trachtenkleid mit weißen Blüten besteckt und trägt eine kleine Blütenkrone auf dem Kopf. Sofort ist sie von Frauen umringt und von Glückwünschen, Händedrücken und guten Ratschlägen überschüttet. Arme, kleine Braut, sie ist ganz verwirrt! Auch ich komme zögernd heran und wünsche ihr alles Gute . . . Wir Mädel fangen aus unserer Ecke an zu singen. Alle singen oder summen zögernd mit . . .

Um halb zehn sammeln sich die Gäste zum Hochzeitszug. Mit stolz erhobenem Haupt schreitet die Musikkapelle voran. Lächelnd und flüsternd folgen die Brautjungfern, dann verschämt neben dem Vater die Braut und der lange Zug der Gäste, alle mit würdevollen, feierlichen Gesichtern. Das ganze Dorf hat sich am Straßenrand versammelt. Es ist ein großes Ereignis!

Eine Schar Kinder kommt an mir vorüber, in ihrer Mitte ein kleines Mädchen mit einer hellen, widerspenstig krausen Locke in der Stirn. „Hallo, Theresle, von dir muß ich ein Bild machen!" Sie staunt erst meinen schwarzen Kasten mit großen Augen an, eine kleine Falte ist steil zwischen den Brauen. „Gelt, bin doch schön?" — Aber dann wird sie plötzlich rot, schlägt die Augen nieder und springt eilig davon. Was für leichte, feine Bewegungen die Kinder und Mädchen hier haben! Es ist überhaupt ein schöner Frauenschlag mit aufrechtem Gang, klaren Augen und gleichmäßigen Zügen.

Aus der Kirche dringen die Töne der Dorfkapelle, die zur Ehre ihres Dirigenten alle Mühe und Kunst aufwendet. Mit den reinen Stimmen der Sänger klingen die Lieder über das ganze Dorf.

Wolken ziehen herauf, ballen sich zu eigenartigen, drohenden Gebilden und ziehen weiter. Wenn es nur kein Gewitter gibt! Die Trauung dauert unheimlich lange. Ich lehne gegen die mit kleinen Holzplättchen beschlagene Wand eines Hauses und warte. Die Sonne glüht unbarmherzig herab . . . Da endlich öffnet sich die Tür, der Paukenschläger kommt heraus. Er stellt sich zu uns, preßt das Kinn gegen den ungewohnt hohen Kragen und schlägt energische Wirbel zu Ehren des jungen Paares.

Die Gesichter der Gäste sind nicht mehr ganz so feierlich wie auf dem Hinweg. Mit dem Zug der Gäste treten wir in den grüngeschmückten Raum. Die junge Frau aus dem Wagen zieht mich an den Tisch, und ich sehe und höre staunend zu. Der Paukenschläger klopft an sein Glas, steht auf, dreht an seinem neuen Schlips herum, verbeugt sich nach allen Seiten, hüstelt, sucht mit den Augen einen Punkt an der entgegengesetzten Wand, den er angestrengt anstarrt und beginnt seine Rede.

Die Worte sind gewählt und klingen gut, man merkt, daß er früher einmal länger auf Wanderschaft war. Ernsthaftes Kopfnicken aller Anwesenden bestätigt jedes seiner Worte, und Beifallsgemurmel dankt ihm, als er am Schluß dem Bräutigam eine große, geschnitzte Uhr überreicht.

Das Essen beginnt. Sauertopf, Kalbskeule, Nudelsuppe, gekochtes Rindfleisch, Bratwürste, Koteletten, Kalbsnuß und Kuchen. Ein Gang löst den andern ab. Ich bewundere von meinem Platz aus im stillen den stummen Eifer der Gäste.

Dann wird ein Tänzchen eingeschaltet. Alt und jung zieht auf den Tanzboden. An der Wand entlang sitzen die Musiker und blasen mit dicken Backen und roten Köpfen. Vor Anstrengung ziehen sie die Stirn kraus, ganz unglaublich kraus . . . Die Paare drehen sich, beileibe nicht plump und ungeschickt, sondern immer hübsch gleichmäßig herum. Die Augen strahlen, und die Wangen sind rot vor Eifer. Ob jung, ob alt, was macht das bei einem Hochzeitswalzer.

Draußen haben sich die Wolken wirklich zu einem Gewitter zusammengeballt. Blaugrau drohend zieht es über den Berg, von roten Rändern umhellt . . .

Die schwere, holzgeschnitzte Kuckucksuhr ruft unerbittlich viermal hintereinander. Jetzt könnte ich alle Uhren verwünschen. Ein Hochzeitswalzer in Waldau macht jeden Abschied schwer. Wir müssen heim, heim, heim . . . Wir gehen die eingetretenen Holztreppen hinunter.

Unten breiten sich mächtige Stöße von Plätzchen und Trockenkuchen über die langen Holztische. Jede Bäuerin beschenkt damit Gesinde und Kinder, wenn sie vom Hochzeitsschmaus heimkehrt. Wir stecken einige volle Tüten, die man uns reicht, ein; denn eine Fahrtenwoche und noch länger müssen wir uns noch selbst verpflegen . . .

Draußen klatschen die ersten Regentropfen hernieder. Vor dem Platzregen wollen wir uns noch rasch ins Trockene retten. Ade, lächelndes Brautpaar, hübsches, kleines Theresle, Paukenschläger und Hochzeitswalzer! Es war ein sehr schöner, unvergeßlicher Tag im Schwarzwald.

Hilde Herding.

Die Großmagd Elken

Die Morgensonne stand über Hübners Hof, als ich durch die Felder ging. Es war der erste Tag. Früh sollte ich mich beim Hübnerbauern melden und ihm sagen, daß die Landdienstgruppe mich schicke zum Helfen. Seit einigen Tagen erst waren wir hier im Dorf.

Heute würden wir zum erstenmal über die einzelnen Höfe verstreut sein, — jedes Mädel bei einem andern Bauern, abends erst würden wir wieder zusammenkommen. Was dann wohl die einzelnen erlebt haben würden?

Es war eine große Freude in mir. Ich dachte an ein Lied, das wir heute gesungen hatten, bevor wir auseinandergingen.

„Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit, wenn die Winde um die Berge wehen. Die Sonne macht dann die Täler weit, und das Leben wird sie uns bringen . . ." Ein Lied kann einen ganzen Tag bestimmen.

Ich stand auf dem großen Hof, aus der Werkstatt klang ein eifriges Hämmern; jede Arbeit muß selbständig getan werden, jeder Bauer ist sein eigener Schmied, wenn es darauf ankommt. Der Kettenhund bellte, als er ein fremdes Gesicht gewahrte. Ich saß noch steif und unbeholfen in meinem Kleid, die Drillichschürze stand fast eckig ab, sie war ja auch noch neu und ungebraucht.

Langsam, fast zögernd ging ich auf die Werkstatt zu. Der Bauer sah nicht auf von der Arbeit, obgleich er meine Schritte gehört haben mußte. So trat ich ein in die Werkstatt, hin zum Bauern, der nun endlich seinen Blick hob.

Ich hielt dem Mann meine Hand hin. „Ick sin de Hübnerbuer, dat weet ji all", sagte der Bauer und stemmte die Fäuste in die Hüften.

Er sah mich von oben bis unten an, als wollte er mit einem einzigen Blick in mich hineinschauen, erwägen, ob ich wohl zu den Leuten paßte auf seinem Hof, ob ich wohl solche Hände hätte wie die Frauen hier.

„Moder, de Deern is dao", rief er durch die Deelentür. Ich hörte Holzpantinen klappern, und ehe ich noch die schmiedeeiserne Zahl am Dachgiebel zu Ende gelesen hatte, stand die Bäuerin bei mir.

Ich nannte ihr meinen Namen und lachte.

„Ich hoffe, sie werden mit mir zufrieden sein und mit meiner Arbeit." Dabei sah ich sie fest an, ich hatte das von meiner Mutter gelernt, wenn man einem Menschen etwas verspricht, dann soll man ihm in die Augen sehen.

Wenn man dem Leben Worte vorausschickt, dann muß man selbst ganz dahinter stehen.

Die Bäuerin ging mit mir durch die Stallungen, zeigte mir den Hühnerwiehm, die Kuhställe, die Schweineställe und das abliegende Backhaus.

An dem großen Feuer stand eine Frau, die ich vorher noch nicht gesehen hatte. Es war die Großmagd vom Hübnerhof — Elken...

Der Bauer sagte, sie wäre eine von den Frauenspersonen, die zum Hof gehörten, und es war viel Achtung in seiner Stimme, als er von Elken sprach. Er machte wenig Worte. Das eine verstand ich, die Großmagd Elken sollte mich einführen in alle Arbeit in Haus und Hof.

Ich sah ihr zu, wie sie das Schweinefutter bereitete, sie drehte die verkochten, dampfenden Schalen zu einem dicken Brei, dann schüttete sie eine Hand voll Kleie hinzu.

Sie hatte feste, starke Arme, große Hände, denen man die Arbeit ansah. Ihre Hände waren schön — Dienstmagd, Großmagd — Elken . . . Sie war die Dienende, die Helfende, sie ging mit den Menschen durch den langen, arbeitsreichen Sommer, sie war immer da, wenn sie jemand brauchte.

Als Elken mir alles vorgemacht hatte, schob sie mich an die Arbeit. Sie war die Großmagd, und ich wollte nicht, daß irgendeiner auf dem Hof klein von unserem Lager dachte. Als ich sah, daß sie über mich lachte, strengte ich mich um so mehr an.

Ich schüttete die Tröge voll von dem Futter, dabei fühlte ich die nassen Schnauzen der Ferkel meine Hände lecken. Elken sah es und lachte, weil ich auf die Zutraulichkeit der Tiere einging. In den Augen der Magd war ich nun wohl nicht mehr die Feine aus der Stadt, das spürte ich . . .

Dann schnitten wir die Runkelrüben in Hälften, mit einer scharfen Schippe wetzten wir die Runkeln durch, es quoll ein weißer Saft heraus. Meine Hände schmerzten von dem harten Schippenstiel.

Ich sah, wie Elken der Braunen übers Fell strich und mit ihr sprach. „Wenn de sowiet büs, dann sußt du auk ne siene Tied häbn bi us", dabei steckte sie ihr Gesicht ganz dicht in das weiche Fell. Als könnten sie sich einander alles anvertrauen, so nah war sie allen Tieren.

Ich wußte nicht, daß eine Magd soviel Wege gehen kann in ihrer Liebe zu Menschen und Tieren. In jeder Frau ist etwas von der großen Mütterlichkeit, sagte Elken selbst.

Mittags gingen wir zum Melken. Das Vieh war auf der Koppel. Es waren wohl über dreißig Kälber dazwischen, die sprangen wie toll umher.

Ich hatte Holzpantinen an, die Leute sagten, ich sollte meine Schuhe sparen. Elken band sich den niedrigen Schweizerbock um die Hüften und setzte sich nieder. „Kiek tau!" rief sie.

Heute trug ich noch die Kannen und vollen Eimer auf den Karren, morgen würde ich dran kommen. Jedes Mal sprang ich dabei über die Gräben, durch hohes Gras und Schierling,

Ich sah zu den Feldern herüber, wo die Männer beim Heuen waren. Ueber uns stieg eine Lerche. „Alle kleinen Sorgen sind nun ausgemacht, in die Hütten ist der Schein gedrungen, nun ist gefallen das Tor der Nacht, vor der Freude da ist es zersprungen", sang ich vor mich hin, weil ich an den Morgen, an den Beginn meiner Arbeit dachte . . .

„Dat Leed geföllt mi", rief Elken zurück und summte leise mit. Sie lenkte den Karren sicher durch die breitgefahrenen Furchen.

Nach der mittäglichen Unterstunde gingen wir auf's Feld zum Jäten. Elken stülpte mir einen blaugepunkelten Schlapphut auf den Kopf, so wie ihn hierzulande die Frauen tragen bei der Ernte. So hätte mich meine Mutter sehen müssen!

Den ersten Tag auf Hübners Hof werde ich in meinem Leben nie vergessen. Furche um Furche haben wir auf den Knien gelegen, die Hände waren schwarz von der Erde. Soviel Erde hatte ich nie an den Händen gehabt; wenn sie trocknete, gab es eine harte Kruste, unter der sich die Haut spannte.

Kreuzblumen und Hundskamille, Augentrost und Ackerwinde, — ich würde keinen Namen mehr vergessen.

Aus runden Kümpen tranken wir schwarzen Kaffee. Hier lernte man schnell, ohne langes Wortemachen bescheiden wer-

Aufn.: Hans Retzlaff

an jedem Arm eine Kanne. Für mich war ja alles noch so neu! Ich entdeckte an Elken eine besondere Art mit den Tieren umzugehen. Sie sprach bisweilen in einer vollen, warmen Stimme, als wüßte sie von jeder hier eine lange Geschichte.

„Bis auk tofreen", fragte sie die eine, „kiels ja so niesgierig, jau, ick häv dat niege Wicht äs metbracht", stellte sie mich vor, als wenn das Tier sie verstände.

Ich schob dann den Karren, während sie vorne zog, und ich sah die bunten Bänder an ihrer Schürze wehen. Manchmal drehte sie sich zu mir um; ein heller Schein lag auf ihrem Gesicht . . .

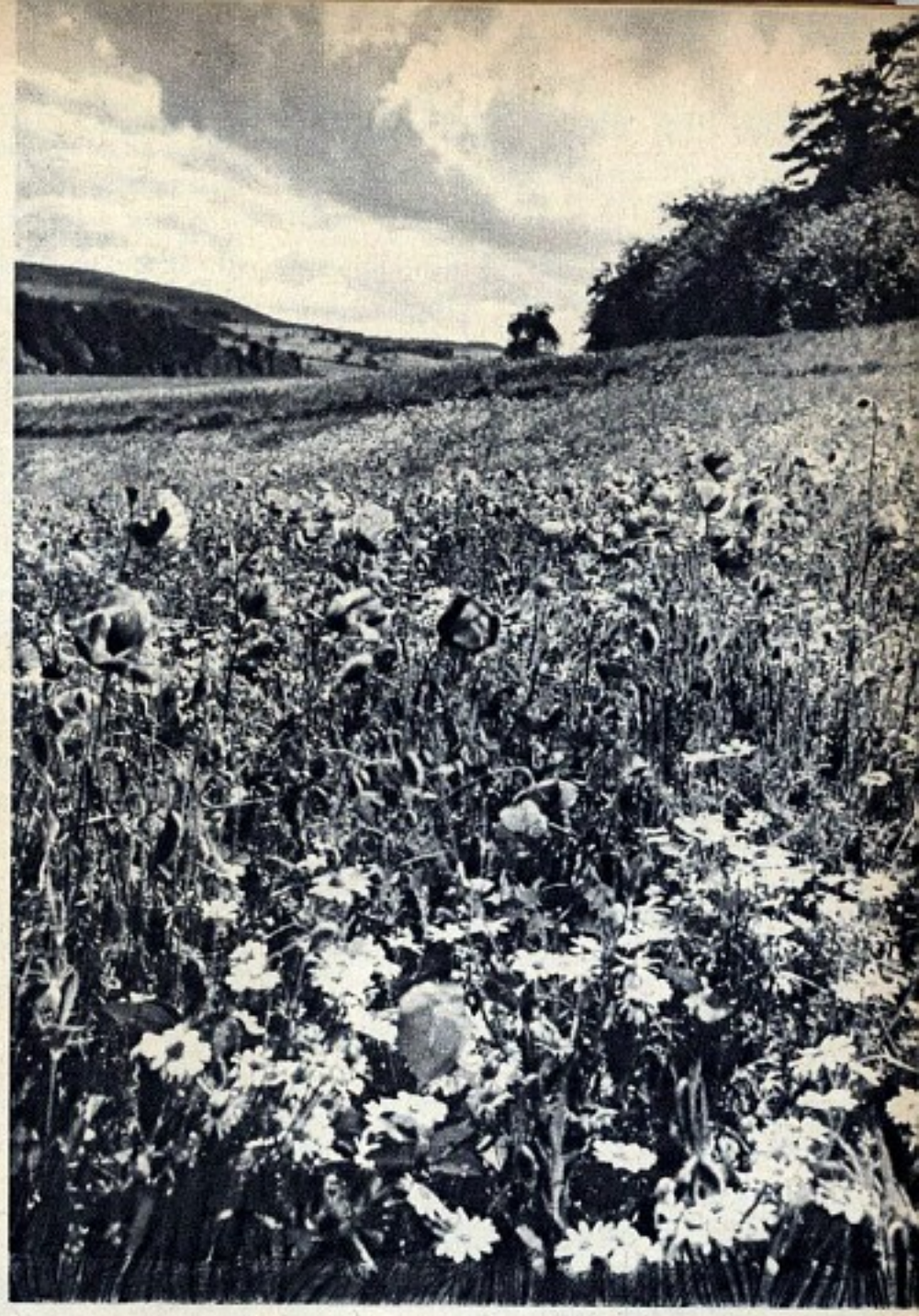
den. Schwer und müde waren die Beine und der Rücken, als ich aufbrechen mußte und den Leuten sagte, daß ich nun zu meinen Kameradinnen ging.

„Slaop man gud", sagte die Großmagd. Der Bauer gab mir fest die Hand, und alle waren freundlich zu mir . . . Dann machte ich mich auf den Weg.

Heute abend im Lager wird jeder seine ersten Eindrücke erzählen. Sicherlich wird da dann von Elken auf Hübners Hof die Rede sein, wenn ich an die Reihe käme.

Annemarie Mittelhaus.

Lob der Wiese



Im Wiesengrund, wo die Ahornbäume stehen, die langschäftigen Eschen und das grüne Gewölk der Haselstauden, da ist mein Schiff vor Anker gegangen. Auch ich war in der Welt, aber das ist lange vorbei, meine Fahnen flattern nicht mehr in fremden Winden, die farbigen Wimpel der Jugend. Und dennoch ist mir die Welt nicht kleiner geworden, nein, ich lobe meine Wiese, sie ist groß und geräumig, wenn ich bäuchlings in ihr liege, und den ganzen hohen Himmel habe ich über mir.

Ich sehe Halme vor meinen Augen, die haarigen Schäfte des Günsels, das fadendünne Gespinst der Miere auf dem Moos, und ich kann mir gut denken, wie weitläufig und abenteuerlich das Leben in diesem Wald der Gräser sein mag.

Käfer sind unterwegs und mühen sich ab, ganz winzige und auch große in prunkvollen Panzern. Ich kenne sie alle, weil ich nicht weiß, wie sie heißen, und weil ich ihre Namen nicht verwechseln kann. Sie haben es schwer genug, besonders die großen, immer einmal rollen sie unversehens auf den Rücken, und dann müssen sie wohl ein Jahr ihres Käferlebens daran wenden, wieder auf die Beine zu kommen. Andere sind so winzig klein, daß es gar nicht auszudenken ist, wie denn auch sie ihre sechs Beine mit dreimal sechs Gliederchen haben können.

Aber sie sind sich selbst groß genug. Ein dutzendmal klettert so ein Käfertier an einem Halm in den Sommerwind hinauf, ein paarmal hat es die mütterliche Sonne am Himmel gesehen, und darüber ist es sehr alt und weise geworden. Zuletzt schwirrt es noch ein Stück über die glockenblaue Wiese, es faltet seine Flügel wieder sorgfältig zusammen und dann stirbt das Käferlein. Nun gibt es aber noch diese Halme selbst, die vielerlei prächtigen, von der zärtlichen Luft bewegten Gräser. Wenn ich hoch über mir ihre glänzenden Häupter im weißblauen Himmel schwanken.

Auch sie sind der Wissenschaft bekannt, es gibt ihrer unzählige, sagt man, tausend Arten vielleicht, oder noch viel mehr . . .

Aber diesen Halm vor mir, dieses zarte, zitternde Gebilde, den kennt die Wissenschaft nicht. Er ist in der Heimlichkeit groß geworden, im Frühjahr kam er jung aus der prächtigen Erde, seine krausen Blätter sind ihm zugewachsen, kein anderer Halm in der Welt hat so schön gekräuselte Blätter wie er.

Ich habe ihn entdeckt. Einen Namen muß er nicht haben, aber ob ich wohl einmal seine schimmernde Rispe in die Hand nehme . . .

Es ist wunderbar still um den Mittag, und ich höre dennoch die hundertfältigen Geräusche des Lebens um mich her, das Knistern und Schwirren im Gras und auch das Rauschen des Blutes in meinem Leibe. Die Wiese nimmt mich immer auf, die Erde zieht mich an sich, die gute, braune Erde.

Gestern lag ich hier und sah die Knospe einer Glockenblume, aber es kam der Abend, ehe sie aufbrach. Heute blüht sie und blüht, obwohl inzwischen vielerlei in der Welt geschah, was mir das Herz schwer machte. Das ist ein Trost für mich. Versteht ihr, so einfältig wird ein Mensch, der in einer Wiese gestrandet ist. Wenn diese Glockenblume jetzt blühen kann, sage ich mir, muß es dann nicht eine verborgene Quelle geben, die ihr und mein Leben speist?

Ich bin so wahr in mir selbst wie sie, aber ich irre, weil ich die Wahrheit suchen will. Die Wahrheit muß man sein.

Ich will nicht länger müßig liegen, was kann ich tun? Es ist mir nicht leicht gemacht, aber ich könnte vielleicht etwas aufschreiben, diese paar friedlichen Zeilen, für euch, meine Freunde. Es ist ja nichts Großartiges, ihr lächelt darüber, oder ihr ärgert euch daran — Gras, ach Gott, Kräuter und Käfer!

Aber was ist nun eigentlich wichtig in der Welt? Mein Grashalm wächst und trägt Frucht und stirbt ab, im anderen Jahr wird da wieder ein Halm wachsen und vergehen, ungesehen, es weiß niemand von ihm . . . Und trotzdem hat sein Dasein so gut Platz und Sinn wie meines.

Vor Gott, Freunde, sind wir alle einerlei Gras. Es sei denn, daß er die schönen Halme liebte und die kümmerlichen verwürfe, wie geschrieben steht. Karl Heinrich Waggerl.

Skizzen von einer Frankenfahrt

Von der letzten Höhe der Rhönberge sehen wir hinunter in das weite Land. „Franken" hat Gunda zu uns gesagt, mehr nicht. Nun stehen wir zum ersten Male und schauen über ihre Heimat. In ruhigen Linien dehnen sich vor uns die Hügel, so flach, daß wir nur an den seltsam gebrochenen Wolkenschatten ihr Dasein erkennen. Hellgrüne Laubwälder liegen als unregelmäßige Flecke über die Gegend verstreut, winzige Felder dazwischen, in denen rot der Mohn blüht. Vor einem fernen blauen Höhenzug ahnen wir das Flußbett des Mains.

Das ist also Franken. Land der Kirchenburgen und Barockschlösser, der Fachwerkhäuser und trotzigen Tore, der Brunnenfiguren und steinernen Feldkreuze, Land des Tilmann Riemenschneider und Balthasar Neumann.

Die Kirchenburg

Wir hatten erst die Köpfe geschüttelt, als Gunda uns von den fränkischen Kirchenburgen erzählte. Keine von uns hatte je davon gehört. Daß es Kirchenburgen in Siebenbürgen gab, wußten wir. Aber in Franken?

Nun stehen wir vor der befestigten Kirchhofsanlage in Oberstreu. Eine viele Meter dicke, haushohe, fast fensterlose Mauer umschließt die Kirche, deren Turm kaum daraus hervorragt. Im Mittelalter muß dieses Bollwerk fast uneinnehmbar und ein ausgezeichneter Schutz für die Dorfbewohner gewesen sein. Ein einziges, im Vergleich zur Massigkeit des Ganzen winzig wirkendes Tor führt ins Innere.

Dort halten wir überrascht an. Auf dem kleinen Raum zwischen Kirche und Mauer ist ein Grünen und Blühen von Sträuchern und Blumen, wie in einem bunten Bauerngarten. Auch die Mauer ist von innen gar nicht so düster. Sie ist in viele kleine Räume eingeteilt, Speicher für Zeiten der Not. Hier innen tritt das Fachwerk des Baues deutlich hervor. Träger und Balken kreuzen sich in einfachen und doch bewußt schönen Formen. Leichte Schnitzereien nehmen dem Holz die harten Kanten, selbst die eisernen Bänder der Türen tragen kleine Verzierungen. Nirgends ist der Zweck vergessen, Unterschlupf zu sein in höchster Gefahr. Aber doch wagt sich auch hier die Freude an künstlerischem Gestalten an allen Ecken hervor.

„Franken", sagt Gunda wieder, und wir begreifen, was sie meint. Dieses so vielfach gefährdete Durchgangsland zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West formte seine Menschen wie seine Bauten: Wehrhaft und unzugänglich nach außen hin; dabei von einer heimlichen Sehnsucht nach Schönheit, die auch das kleinste und geringste Ding mit ihrem Glanz erfüllt.

Abend im Dorf

Es ist lustig, einmal nicht in der Jugendherberge zu schlafen, sondern in einem jener Dorfgasthäuser, die nur zwei oder drei Fremdenzimmer besitzen, diese aber mit blaukarierten Betten und einem Waschtisch mit dickbauchigen Bauernkannen. Vor den kleinen Fenstern blühen leuchtend rot die Geranien.

Der Abend ist warm und still. Nur der leise Wind hat sich aufgemacht, der nach jedem schönen Sommertag durch diese Täler streift. Bis in die Dämmerung hinein haben auf der Dorfstraße die Frauen schwatzend zusammengestanden, die Mädchen sind in langer Reihe singend über die Straße gezogen. Nun ist es leer geworden. Die Menschen haben sich in ihre Höfe zurückgezogen wie in eine Festung. Das Leben darinnen ahnt man nur in dem warmen Lichtschein der Fenster.

Seltsam unnahbar ist so ein fränkisches Gehöft. Wohnhaus, Stall und Scheune bilden drei Seiten. Die vierte wird von einer Mauer eingeschlossen, durch die ein Tor führt. Man will allein sein in seinem Eigentum. Für fremde Blicke ist die Vorderseite, die Fachwerkfront. Hier mögen sie den Wohlstand, die Sauberkeit, den Schönheitssinn des Bauern erkennen.

Wir gehen die mondhelle Dorfstraße entlang. Giebel reiht sich an Giebel. Eine von uns entdeckt überall Runen in der Balkenführung: Sonnenräder, Odalrunen, Mannrunen, Lebensrunen . . . Mag sein, daß sie recht hat. Die Bauern selbst ahnen wohl nichts von diesen alten Zeichen, und doch steckt in ihren Bauten unbewußt das Erbe von Jahrtausenden. Wie könnten ihre Häuser sonst so geworden sein, so sicher in diese Landschaft und dieses Volk gestellt, so einfach und so zeitlos schön.

Auf dem Dorfplatz steht ein Ziehbrunnen, aus dem noch heute das Wasser des ganzen Dorfes geholt wird. Er ist von einer niedrigen Mauer umgeben, auf der sechs hölzerne Säulen ein spitzes Dach tragen. Es ist ein reiner Zweckbau, um den Brunnen zu schützen. Gegenüber, am anderen Ende des Platzes steht ein ähnliches, doch durchaus nicht gleiches Gebäude, die „Verkündhalle", von der amtliche Bekanntmachungen verlesen werden. Auch sie entspricht rein praktischen Bedürfnissen. Aber die Raumaufteilung des freien, geneigten Dorfplatzes ist so schön, so ursprünglich künstlerisch gesehen, daß wir Gunda verstehen, wenn sie sinnend meint, daß wohl in jedem fränkischen Menschen ein wenig Künstlertum stecke . . .

Die alten Tore und Türme sind auch jetzt immer noch bewohnt

Aufn. (4): A. u. E. Frank

Noch heute führen Tore in fast jede fränkische Kleinstadt

Mit hallenden Schritten kommt der Nachtwächter bei seinem Rundgang auf uns zu. „Schön ist es hier", knüpfen wir das Gespräch an. — „Schön? No ja . . .", der Hüter der Ordnung will uns wohl nicht gerade widersprechen. „Aber das Dach müßt' g'richt wern, und e Wasserleitung g'höret halt ins Dorf . . ."

Wir haben uns ein bißchen betreten angesehen und sind dann nachdenklich in unsere blaukarierten Betten gestiegen. Der Mann hatte ja so recht!

Fränkischer Barock

Wir stehen im Barockpark von Werneck, am Ufer des spiegelglatten Teiches, der von dem bewegten Rhythmus des Gartens überleitet zu der Ruhe des großen Baues von Balthasar Neumann. Wir sehen den Mittelteil mit seinen waagerechten Fensterreihen und die schmalen Seitenflügel, die mit ihrer Betonung der Senkrechten das Gebäude wie Pfeiler abschließen. Dann folgen wir den feingeschwungenen Linien der großen Eingangshalle und der Dächer, die dem Ganzen eine leise und sehr ausdrucksvolle Bewegtheit geben.

Es fehlt diesem fränkischen Barock die himmelstürmende Leidenschaftlichkeit seines italienischen Vorbildes. Gedämpfter ist alles, aber nicht kälter. Leidenschaft wurde zu freudiger Beschwingtheit, die in diese Landschaft der weichen Hügel, der Buchenwälder und Weinberge hineinpaßt und eins wurde mit dem Volke, das sie erfaßte und nach seinem Willen formte.

Eine breite Steintreppe führt in sanftem Bogen zum Teich. Steinfiguren begrenzen ihre Seiten, deren Bewegtheit den Uebergang bildet zu den Bäumen, in denen der Wind spielt.

Garten und Teich, Treppe und Bau bilden eine vollkommene Einheit.

„Wer wohnt hier", fragen wir Gunda. Sie schweigt einen Augenblick. Dann sagt sie mit leiser Bitterkeit: „Werneck ist eine Irrenanstalt. Die größte Irrenanstalt Mainfrankens. Hier wohnen die unheilbar Geisteskranken." — —

Es gibt Schlösser, die sind wie Museen. Man schreitet durch die Räume auf weichen Filzpantoffeln, wie um die Vergangenheit nicht aufzuwecken, die in ihnen schläft. Sie sind schön. Denn sie lehren uns die Achtung vor dem Leben, das einstmals war.

Es gibt auch Schlösser, in denen noch jetzt die Nachkommen der Erbauer leben; sie haben sich leise gewandelt im Laufe der Zeiten und bewahren doch die Linie der festen Tradition. Auch sie sind schön. Denn sie sind ein Teil jener heimlichen Bindung, die aus der fernen Vergangenheit durch die Gegenwart hinüber in die Zukunft führt.

Aber es gibt auch Schlösser, deren heutiger Zweck in solchem Gegensatz zum Willen derer steht, die sie schufen, daß wir uns einer vergangenen Zeit und ihrer Verständnislosigkeit schämen müssen. So ist Werneck.

Auf Riemenschneiders Spuren

Es ist Sonntagmorgen, als wir in Maidbronn einfahren, die Zeit des Gottesdienstes. So betreten wir nur zögernd die kleine Dorfkirche, stellen uns dicht an die Seitenwand und betrachten still den Altar, das letzte große Werk Tilman Riemenschneiders. Wir lesen in den feinen Gesichtern der Madonna und der Heiligen, wir betrachten ihre Körper, die scharf geschnittenen Falten ihrer Gewänder, die zarten, gotischen Ornamente des Rahmens.

Dabei ist es gar nicht das rein künstlerische Erlebnis, das uns so packt. Es ist die Umgebung, die diesem gotischen Altar erst seinen vollen Sinn gibt. Die schlichte Dorfkirche gehört dazu, die Frauen darin in den schweren, bunten Trachten. Ihre Gesichter schauen zu den Heiligen auf in einer versunkenen Andacht, die sie den Gestalten des Altars seltsam ähnlich macht. Der breite Sonnenstrahl gehört dazu, der über den braunen und blonden Köpfen der Kinder liegt, und die leise Orgelmusik von der Empore.

Wir verstehen, daß Gunda uns schon nach wenigen Minuten hinauswinkt und erschrecken vor dem Knarren der Kirchentür. Wir spüren, wir dürfen hier nicht stören, und wir beugen uns vor dieser Kunst, die nichts anderes als dienen will. Die aber gerade dadurch über die Jahrhunderte hinweg den Menschen des Alltags Wege zum Göttlichen zeigt.

Durch viele Dörfer sind wir noch gefahren. Später haben wir auch Städte gesehen. Würzburg, Rothenburg, Dinkelsbühl.

Aber es war fast nicht nötig, sie aufzusuchen. Hier in diesem Lande der Weinberge, der Hügel und der weiten Felder lebt ein Volk, das seinen Willen zur Schönheit hinaustrug in jedes einzelne seiner Dörfer.

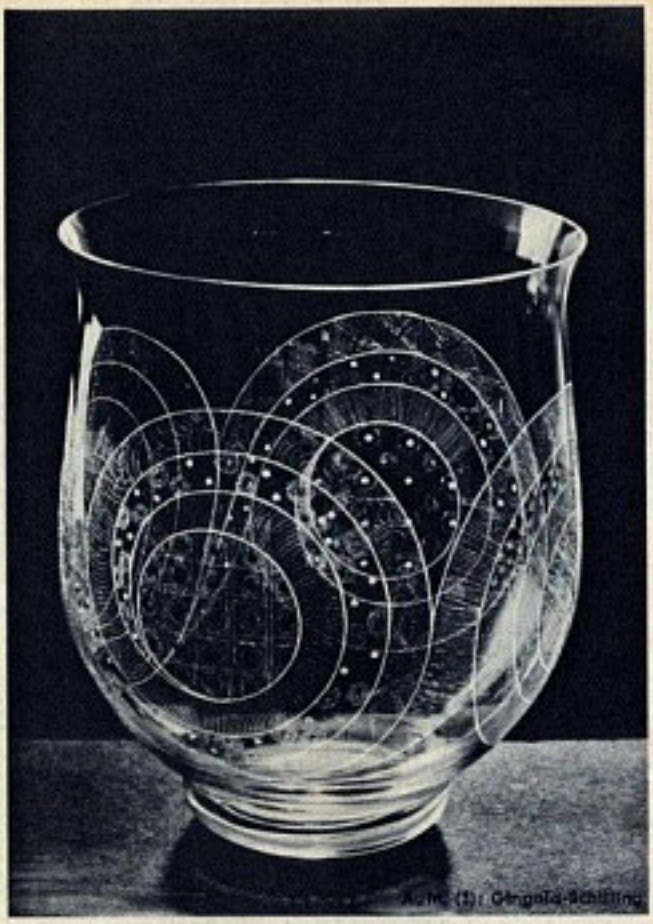
Wer aus dem Norden oder Osten des Reiches kommt, dem mag diese Ueberfülle fast zu weich erscheinen. Ihm mag in diesem Land das Kämpferische fehlen, die Härte . . . Und doch zieht Franken ungewollt fast jeden in seinen Bann. Land und Mensch, Natur und Kunst verschmelzen hier zu reinster Harmonie in einem wundervollen: „Genug ist nicht genug." — Das ist Franken.

Suse Harms.

Die Stadtbefestigung um Sulzfeld ist noch heute völlig erhalten

Schmiedeeiserne Hausschilder zeigen fränkische Volkskunst

Vom „Stippen" und „Reißen" — einer alten Glaskunst



Als wir vor ein paar Tagen auf unserer Fahrt durch Halle kamen und in dem hellen Flur standen, der zur Werkstatt Ilse Scharge-Nebels führt, wußten wir noch sehr wenig von den Arbeitstechniken des Glaskünstlers, dem Aetzen, Mattieren, Schleifen, Gravieren, Reißen und Stippen. Alle diese Arbeitsmöglichkeiten waren für uns zum großen Teil nur unbekannte Namen. Das Aetzen und Mattieren war uns von unseren Gebrauchsgläsern her noch am geläufigsten.

Doch wer von uns hatte schon einmal Gelegenheit gehabt, das Schleifen des Glases zu beobachten, wenn mit den verschieden großen und starken Kupferrädern Muster in die Oberfläche des Glases eingeschnitten werden? Und nun gar die zuletzt genannten Techniken, das Stippen und das Reißen!

Sie wurden im 17. Jahrhundert mit besonderem Geschick in Holland ausgeübt und sind danach allmählich vergessen worden.

Nur einige Museen zeigen noch besonders schöne Arbeiten. Wir wissen, daß einige dieser Vasen — Arbeiten des Holländers Wolff — es waren, die in Ilse Scharge-Nebel den Wunsch weckten, sich diese alte Technik wieder neu zu erarbeiten.

So haben wir heute in Deutschland wieder eine Frau, die das Glas in dieser Weise bearbeitet. Vasen und Schalen aus ihrer Werkstatt zeigen das große Können und seine Einfühlungsvermögen Ilse Scharge-Nebels, die das an sich spröde, klare Glas, das in der Glashütte nach ihren Angaben zu Vasen und Schalen geblasen wird, durch ihre Muster, Ornamente und Gestalten lebendig werden läßt.

Vor allem sind es Tiere und Blumen, die sie mit dem Diamantgriffel gestaltet. Wenn wir die feinen durchsichtigen Gestalten auf ihren Gläsern betrachten, spüren wir die Einheit,

die hier zwischen der Arbeitstechnik und dem zu bearbeitenden Stoffe besteht; wir wüßten keine Bearbeitung, die dem Glase besser entspräche. Diese Uebereinstimmung von Material und Verarbeitung ist es ja, die der Arbeit erst innere Berechtigung gibt.

Ein leiser, singender Ton erklingt, wenn das Kupferrad an der einfach gerundeten Glasschale entlanggleitet; der Schmirgel hinterläßt eine trübe Spur, die von der Hand Ilse Scharge-Nebels behutsam entfernt wird. Dabei tritt der eigentliche Arbeitsvorgang erst deutlich hervor: dünne Linien und Kreise sind entstanden.

Wir denken zuerst, das leichte Gefäß werde bald zerbrechen, das sich so geschwind drehende Rad werde doch einmal zu tief in die Glasfläche eindringen, — aber mit großer Sicherheit beendet Ilse Scharge-Nebel die Arbeit, greift zwischendurch zum Schmirgelnäpfchen, bringt die schillernde dickflüssige Masse an das Kupferrad, und schon tönt wieder das zirpende Klingen, das diese Arbeit hervorruft, durch die Werkstatt. Endlich steht das Rad still.

„Eben habt ihr das Reißen am Kupferrad gesehen", sagt die Frau im grauen Arbeitskittel, „nun will ich euch noch eine Gravur zeigen." Während es vorhin galt, mit der Kante des Rades Linien einzuschneiden, entstehen nun mit Hilfe des ganzen breiteren Randes vertiefte Flächen.

So bekommen wir den ersten Einblick in eine unendlich schwierige Arbeit, die große Geschicklichkeit und Sicherheit voraussetzt. Nachdem wir die Grundbegriffe dieser Arbeit kennengelernt haben, zeigt uns die Hallische Glaskünstlerin ihre eigentliche Arbeit: „Mit dem Rad geht die Arbeit ja noch verhältnismäßig schnell vorwärts, — ich arbeite jetzt aber fast ausschließlich mit dem Diamantgriffel und habe die Technik des „Reißens" und „Stippens" mit dem Griffel, die im 17. Jahrhundert besonders geübt wurde, aufgenommen."

Wir sind von dem hohen Fenster, das das Tageslicht voll auf den Arbeitsplatz fallen läßt, zurück in die helle geräumige Werkstatt getreten. Ilse Scharge-Nebel hat ein schwarzes Samt-

tuch vor sich über den Tisch gebreitet und beginnt über diesem Untergrund, der die Muster besser sichtbar machen soll, die Arbeit.

Der Oelstift gleitet über die Oberfläche einer Glasschale — „ein Pelikan — seht ihr" — und nun faßt die Künstlerin den Griffel, der eine scharfe Diamantspitze besitzt, und führt ihn, leicht und fest zugleich, über die glatte, durchsichtige, gewölbte Fläche.

Während vorhin das Rad immerhin in die Oberfläche des Glases einschnitt, geht der Griffel nur ganz leicht über sie hin, eine sehr dünne feine Spur ritzend. So entsteht Linie um Linie — hier dicht beieinander, dort weiter voneinander entfernt — bis nach einer Zeit verhaltener Spannung das kleine Werk fertig vor uns steht.

Nun sollen wir auch noch die andere Technik kennenlernen, die mühsamste und schwierigste, das „Stippen". Ilse Scharge-Nebel hält den Griffel jetzt so gefaßt, daß die Diamantspitze leicht auf die Glasfläche hämmert ohne, wie vorhin, an der Fläche entlangzuziehen. Nachdem wir diese Arbeit gemeinsam betrachtet haben, müssen wir plötzlich lächeln, denn wir haben nur noch flüsternd gesprochen, als wir den Blick in die zarten Linien richteten, die so leicht und unmerklich aus dem Glas

Nun wissen wir, wie all die Tiere und Pflanzen entstanden sind, die wir nun noch einmal an den fertigen Arbeiten, die hinter den Scheiben des großen Wandschrankes aufgestellt sind, bewundern. „Ich suche immer ganz aus der Natur heraus zu schaffen", erzählt Ilse Scharge-Nebel, „oft mache ich draußen meine Skizzen, um auch der wirklichen natürlichen Haltung, z. B. der Tiere, immer gerecht zu werden."

Dann sitzen wir noch eine Weile beieinander, und Frau Scharge-Nebel erzählt uns, wie sie zu ihrer Arbeit gekommen ist, wie sie — durch die Vormittagsstunden in der graphischen Abteilung der Dresdner Kunstgewerbeschule sich nicht genügend beansprucht fühlend — nachmittags noch in der Glasschule arbeitete, bis sie sich schließlich ganz der Bearbeitung des Glases zuwandte.

Es sind nur wenige Worte, die sie dabei über sich selbst spricht, denn im Vordergrund steht für sie ihre Arbeit und ihr Werk, die Pflichterfüllung und nicht die eigene Person.

Diese Art entspricht auch so gut den Worten, mit denen sie uns, als wir kamen, begrüßte: „Mein Arbeitsplatz ist verstaubt — so darf er eigentlich nicht aussehen. Seit Monaten bin ich nicht mehr dazu gekommen, hier zu arbeiten, denn der Haushalt und die Kinder dürfen doch darüber nicht zu kurz kommen."

Hilde Rinkowski.

Die Glaskünstlerin Ilse Scharge-Nebel am Kupferrad — Oben links: Vase mit geometrischem Muster, gestippt und gerissen. Unten links: Hohe Schale mit Pelikanen (gerissen).

Die Jugend von heute kennt nicht mehr allein ihre engere und engste Heimat, sie durchwandert das ganze Deutschland und ist in Ostpreußen ebenso zu Hause, wie in den bayrischen Bergen, im Rheinland oder in Thüringen. Die Kameradschaft der Jugend geht über alle Landesgrenzen hinweg. Sie ist die selbstverständliche Auswirkung des Gefühles der Schicksalsverbundenheit aller Deutschen. Jungen und Mädel durchwandern zu allen Jahreszeiten deutsche Landschaft und deutsche Städte zu den ewigen Quellen unseres Volkstums.

Baldur von Schirach

Eine Mutter schreibt: Nur nicht so ängstlich!

„Mutter, wir gehen auf Fahrt!" Die Tür wird aufgerissen, und dieser einzige Schrei der Begeisterung tönt der besorgten Mutter entgegen. Freilich können wenig Mütter diesem Jubel widerstehen, obgleich es immer wieder noch einzelne Frauen gibt, die sich zu wirklichem Verständnis für die Jugend nicht durchringen können. Es wird so viel zur Beruhigung überängstlicher Gemüter von den Führern und Führerinnen der Hitler-Jugend beigetragen, u. a. in Form von Presseaufsätzen, und um diese berechtigte Beruhigung zu unterstreichen, möchte ich als Mutter auch einmal zu diesem Thema sprechen.

Wieviele dieser begeisterten Ausdrücke erlebte ich schon bei meinen Kindern, und wieviele Fahrten wurden mir bis zur winzigsten Kleinigkeit geschildert! Wie sehr genieße ich gemeinsam mit meinen Kindern die Vorfreude, und die Vorbereitungen werden mit dem Ernst und der Wichtigkeit getroffen, die so ein kleiner Mensch fordert.

Die Uniform, das Ehrenkleid unseres Kindes, wird noch einmal von Mutters Augen geprüft, und der „Affe" wird natürlich gemeinsam gepackt. Mutter weiß ja, was am notwendigsten ist, und sie weiß auch, was an Kleinigkeiten dem Magen besonders behagt. Eine Ueberlastung beim Tragen fällt weg, da eben der „Affe" nur das Notwendigste faßt. Still lächelnd und froh lasse ich mein Kind ziehen, und meine Gedanken begleiten es auf seinem Weg.

Wenn dann Frau Müller oder Frau Schmidt kommt und händeringend ausruft: „Haben Sie schon gehört, daß das und das vorgekommen sein soll?", dann kann ich immer von neuem betonen, daß ich nur von guten Erfahrungen erzählen kann. Ich gehe so gern diesen Gerüchten auf den Grund, und meist erweist sich alles als Schaum. Freilich werden hier und da auch noch einmal Fehler gemacht — das wird gar nicht bestritten, aber, liebe Mutter, bedenk doch, daß dein Junge oder dein Mädel in den Ferien gern um 5 Uhr früh aus den Federn schlüpft, wenn es gilt, eine Wanderung zu unternehmen! Warum nicht mal bei der HJ.?

Der „Affe" ist zu schwer? Ja, siehst du nicht selbst nach den Dingen, die sich darin befinden, oder glaubst du, daß ein halber Handwerkskasten Vorschrift sei? Erträgt es das besorgte Mutterherz nicht, daß ihr Kind auf Stroh schläft? Ach, Mutter, geh einmal in ein solches Nachtlager, und freue dich an dem gesunden, glücklichen Schlaf deines Kindes!

Die Jungmädel gehen bei Schneesturm mit Socken, und Mutter glaubt, daß es „Befehl" sei. Denke daran, daß auch du mal jung warst und da auch nicht immer nur vernünftige Gedanken in deinem Kopf wirbelten. Du hast Angst, dein Kind in junge Führerhände zu geben und kennst diese Führer zu wenig. Die Führer meiner Kinder sprechen durch diesen Mund zu mir, und ich erfasse dadurch das Wesentliche und höre die feine Saite klingen, die eine jede Mutter klingen hört, wenn sie nur hören will!

Ich glaube, daß kaum ein jugendliches Unternehmen so durchdacht und diszipliniert durchgeführt wird, wie diese Fahrten und Lager. Glaub', Mutter, gerade der Schlaf im Stroh nach gesundem Marsch oder nach kräftigen Leibesübungen ist der tiefste, der beste. Die Stählung des Körpers und der Seele aber gibt eine wertvolle Ergänzung der elterlichen Erziehung. Unsere Kinder werden seelisch nicht belastet, sondern lernen Kameraden aus allen Volksschichten kennen, lernen das Eigene schätzen und lernen Verständnis für die Umwelt. Für die Dummheiten der Kinder muß man nicht stets und ständig die Hitler-Jugend verantwortlich machen; dieses Bestreben ist oft nur eine billige Entlastung des eigenen Gewissens.

Mutter, sieh in die Augen deines Kindes, wenn es von Fahrt, kommt. Wohl muß man häufig mit einem Kübel Wasser und einer Bürste bereit stehen, um Fahrten- und Lagerstaub zu überwinden, — aber eines ist nicht zu putzen, und das sind die Augen, denn die erscheinen blanker als zuvor. Wenn allerdings die Jugend in diesen Augenblicken nicht auf Verständnis, sondern vielleicht sogar auf Widerstand bei den Eltern stößt, dann wird ein Keil zwischen Eltern und Kinder getrieben, dann wendet sich diese Jugend ganz den Kameraden zu, und wir Eltern verlieren die Fäden aus unseren Händen.

Wir Mütter schenken der Nation das Kostbarste, was sie besitzt. Wir müssen aber auch mit der Jugend marschieren, und können wir das Marschtempo nicht einhalten, dann versagen wir damit auch als Vertraute und Freunde unserer Kinder.

Käte von Bergmann.

Unter der tausendjährigen Eiche

Wir waren auf Fahrt. Staunend standen wir vor einer Eiche von ungeheurem Umfang, die gut ihre tausend Jahre in der Krone haben mochte. Der rissige, knorrige Stamm war so dick, daß vier Mädel ihn längst nicht umspannen konnten, und wenn der Wipfel auch einige tote Riesenarme in die Luft reckte, so steckte doch noch eine ungeheure Lebenskraft darin.

Tausend Jahre! Wir waren ganz still geworden und überlegten, was der alte Recke alles an deutscher Geschichte miterlebt hat; da hob Lilo eine Eichel auf, legte sie auf die Hand und bemerkte mit tiefsinnigem Seitenblick auf den Baumriesen: „. . . und alles kann man so in der flachen Hand tragen!"

Natürlich haben wir erst einmal furchtbar gelacht, aber schließlich war Lilo doch ganz im Recht! Auch dieser Baum ist einmal so eine kleine Eichel gewesen, und vielleicht wird das eine oder andere seiner eigenen Eichelkinder auch einmal so ein Kerl! Da sind wir wieder einmal bei einem der ganz großen Wunder der Natur: In welch winzigem Raum oft der Keim zu solch großem Leben liegt, und mit welcher Umsicht die Pflanzenmutter sorgt, daß ihre Art erhalten bleibt!

Wir setzten uns unter die Eiche und aßen unsere mitgenommenen Aepfel. Jetzt war Anne die Besinnliche und baute fein säuberlich einen Apfelkern vor sich auf. „Wenn ich an unseren Reinettenbaum denke, daß er auch einmal so ein bißchen Nichts war . . . und was holen wir jetzt jedes Jahr von ihm herunter! Wie seltsam, daß hier aus diesem kleinen, unscheinbaren braunen Kerl tatsächlich wieder ein Apfelbaum wird . . ."

„Warum hat er denn diese harte Schale?" — „Sieh mal, das ist doch überall so bei den Samen, die von irgendeinem Fruchtfleisch umgeben sind; dadurch werden die Tiere angelockt. Der Star, der eine Kirsche schnabuliert und dabei den Kern mitverschluckt, weiß natürlich nicht, daß er der Pflanze damit einen großen Gefallen tut, denn wenn der Kern wieder herauskommt und zufällig auf günstigen Boden fällt, dann kann er keimen und wachsen, und das wollte die Mutterpflanze ja bloß!"

„Du sprichst ja richtig wie von Menschen . . . so ein Baum kann doch nicht ‚wollen'." Bums, hatte die kritische Lotte von der empörten Eichelmutter eine durchaus ausgewachsene Eichel an die Nase geworfen bekommen, daß sie entsetzt hochfuhr . . .

Und als sie sich wieder hinlegen wollte, wurde die Brombeermutter stachlich, denn sorgt sie vielleicht nicht auch gut für ihre Samenkinder? Die vielen winzigen Beeren, die als „Sammelfrucht" die Brombeere bilden, sind ja auch nur erdacht, um den Samen den Weg ins Leben zu erleichtern. Inge hat inzwischen drüben Haselbüsche entdeckt. „Sag mal, wie kann denn bloß so ein schwacher, kleiner Keim aus der harten Nuß heraus?"

„Siehst du, alle Samenhüllen — schließlich ist ja auch die Kokosnuß eine — haben eine Stelle oder „Naht", an der sie leichter aufgehen, und der kleine Keimling, der in der Erde angefangen hat, Feuchtigkeit aufzunehmen und zu wachsen, findet diese Stelle ganz genau. Er preßt mit zäher Energie von innen und wächst, und plötzlich gibt die Schale nach und der Keim sucht seinen Weg weiter ins Licht. Ich glaube, wenn wir im Verhältnis zu unserer Größe auch so stark wären . . . das gäbe allerhand! Aber wir bilden uns ja bloß immer ein, solche Allerweltskerle zu sein, und alles andere sind ja „bloß" Pflanzen und Tiere! Nicht wahr, Lotte?"

Die ist aber ganz still geworden, und raubt dort drüben einer anderen Pflanzenmutter die Früchte, die letzten Blaubeeren. Aber dafür hat die Klebkrautmutter sie einfach in Dienst genommen und ihr den ganzen Rock voll grüner Bällchen gehängt, und wenn sie es merken wird und schimpfend das krabblige Zeug abstreift, das übrigens ganz schön festsitzt, dann hat sie schon ihren Zweck erfüllt und die Samen ein Stück weiter getragen. Denn die Pflanzenmütter stellen alle in ihren Dienst, den Wind und die Eichhörnchen und die Rehe und dich und mich . . . und woher mögen sie es bloß wissen, daß das gerade der richtige Weg ist, um neue Lebensbedingungen zu schaffen?

Das kann dir auch der klügste Gelehrte nicht sagen, der alle Pflanzen mit dem lateinischen Namen kennt; und wenn er in den Wald kommt, dann hängt die Pflanzenmutter auch ihm ihre Früchte an den Rock und hält es für ganz selbstverständlich, daß er ihr dient. Bloß er merkt es gar nicht! Aber wir wollen es gern tun! —

Daß jede Landschaft ihren Charakter durch bestimmte Pflanzen erhält, habt ihr doch sicher auch schon beobachtet. Im Kiefernwald werdet ihr keine Vergißmeinnicht suchen und im Moor keine Veilchen, und auf dem sandigen Acker wächst bestimmt kein Wollgras. Genau so ist es mit den Vögeln; sie passen auch in ganz bestimmte Landschaftsbilder. Specht und Meise gehören in den Wald, das Rebhuhn quarrt in den Feldern, und die Wachtel lockt im Korn, und wenn ihr im Frühjahr beizeiten loszieht, hört ihr wohl auch einmal den Balzgesang des Birkhahnes . . . tschiuu, tschiuuu, rucke, rucke, ruikk . . . Am schönsten ist es, wenn wir im Zelt draußen liegen und einmal richtig den Morgen erleben. Wenn gerade erst die Sterne verblassen, wacht hier und da ein schüchternes Vogelstimmchen auf und wird gleich wieder still. Aber noch ehe die obersten Baumspitzen golden aufleuchten, ist mit einem Schlage alles lebendig. Die Amsel jubelt, unermüdlich ruft der Kuckuck seinen Namen . . . Habt ihr schon einmal versucht, ihn heranzulocken?

Mit verhaltener Leidenschaft gurrt der Ringeltauber sein Kruku kru kruku, der Zilpzalp erzählt genau wie der Kuckuck dauernd von sich, und der Fitis klettert unermüdlich die Tonleiter herunter, während sich der Baumpieper hoch über die Wipfel schwingt und mit langgezogenem „Ziaziazia" wieder herunterflattert. Die Grasmücken schwätzen im Gebüsch, und der Specht, der große Buntspecht, streicht mit lautem Gelächter triiiii triiiii triiiii nach dem nächsten Baum, der ein nahrhaftes Würmerfrühstück verspricht.

Ist die Sonne dann höher gestiegen, wird es bald stiller im Wald, denn dann verlangt der Magen sein Recht und irgendwo schreien auch hungrige Vogelkinder. Wer von euch schon im Hochgebirge war, hat es vielleicht erlebt, wie gut es zu der wilden Einsamkeit paßt, wenn plötzlich an der steilen Felswand mit schrillem Kreischen die Felsendohlen aufflattern.

So, und wenn ihr wieder auf Fahrt geht, dann paßt einmal selber auf, wer — wie — wo — wann — singt und schwirrt und piept, und denkt einmal darüber nach: warum mag zum Beispiel wohl die Bachstelze nicht im Kirchturm nisten, wo es der Eule so gut gefällt. Warum wohl? Ilse Mau.

Heidsommer im Holz

Eigentlich wollte ich vom Huronensee erzählen; aber der Name klingt zu geheimnisvoll nach Indianerspielen. Jedes Kind, jeder Junge in Gelmer weiß, wo der Huronensee anfängt, und wie weit man sich von da ins Moor wagen kann. Das Indianerspielen ist nun wohl vorbei; der eine oder andere hat seinen Namen von den tollen Spielen im Moorbruch behalten; Falkenauge und Donnernde Wasser nannten sich die Jungen.

Wer einmal im Moorbruch gewesen ist, weit draußen vor der großen Stadt, wo kein Wagen mehr durch den tiefen Sand kommt, der weiß, daß es nichts Schöneres gibt als das große Holz, Klaus Jensens Jagdrevier. Kein Fuhrwerk knarrt mehr, und nur solche Menschen sind hier draußen, die den Wald und die Heide lieb haben.

Klaus Jensens Forsthaus lag tief hinter den Kiefernwäldern. Der Förster selber war uns Jungmädeln ein guter Freund. Zu allererst hatten wir ihn allerdings mehr als einen bärbeißigen Alten kennengelernt, mit Zwirbelbart und finsteren Augen, die den Blicken der anderen Leute immer um ein Stück voraus waren. Das große rote Taschentuch hing meist einen Zipfel breit, handgreiflich, aus der Hosentasche. Die grüne Joppe war auf den Schultern arg verschossen, denn die Sonne brannte ihm sommertags heiß auf den breiten Rücken . . .

Später, als wir ihn wieder einmal auf einer unserer Fahrten aufsuchten, kriegten wir es „spitz", daß der alte Klaus gar nicht so böse war, wie wir es anfangs meinten, daß er sich sogar freute, wenn wir draußen in der Heide waren und er uns seine Jagdgeschichten erzählen konnte, und einen Heidenspaß hatte, wenn er uns dabei mächtig „verkohlte".

Kein Graben war ihm zu breit, kein Brambusch zu hoch, er war immer vorneweg mit seinen langen Beinen, die fest in grüne Gamaschen gewickelt waren. „Er hat richtige Jägeraugen", behauptete ein Jungmädel. „Seine Augen sind an die Büchse gewöhnt", erklärte Ulla Harmssen dazu.

Ein Förster wie Klaus Jensen mit einer Schar von dreißig Jungmädeln, die etwas sehen und erleben wollen im Jagdgelände — das ist eine beneidenswerte Sache; noch dazu in einer Zeit, wo die Himbeeren süßen Duft geben und die Bickbeerweiblein volle Körbe mit heimbringen.

Als wir in der Morgenfrühe durch die Heide wanderten, waren die Frauen längst draußen bei ihrer Arbeit. Wir hatten uns mit dem Förster abgesprochen, daß wir einen ganzen Morgen lang beim Bickbeerenpflücken helfen würden. Es waren alles arme Frauen aus dem Venner Moor und Mädchen von den Moorhöfen, die zweimal in der Woche am Markttag in der Stadt ihre Beeren verkauften. Sie hatten von den Dornen ganz zerstochene und zerrissene Hände.

„Unsereinem wird kein Weg geschenkt, uns fragt keiner, ob der Rücken schmerzt", sagte eine der Frauen. „Aber wenn der alte Jensen nicht wäre, wer weiß, es würde uns gewiß irgendein fremder Förster aus dem Revier jagen." Der alte Klaus kannte ihre Not um den Lebensunterhalt, denn das Torfstechen brachte kaum das tägliche Brot ein; und wenn viele Kinder auf der Moorkate groß wurden, hatte die Mutter ihre liebe Not.

Wir haben mit desto größerer Freude die runden Kümpe voll gesammelt und sie in die großen Körbe geschüttet. Nebenbei wurden unsere „Münder" blau und die Hände schmutzig. Der Förster rauchte seine Pfeife, deren Qualm und Dampf Scharen von Mücken vertrieben.

Später durften wir im See baden unter Oberaufsicht von Klaus Jensen, der von einer wackligen Holzbarke aus den Verkehr zwischen aufgeregten Enten und Wasserhühnern und dreißig

krabbeligen Jungmädeln regelte, wobei sein brauner, teeriger Kahn als Sprungbrett oft bedenklich ins Schwanken geriet und unser Oberbademeister nachher ein naßbespritzter Grünfrack war. Die Bickbeerweiblein standen am Ufer und klatschten vor Vergnügen in die Hände.

Abends dämmerte es lange, bis ein weißer Nebel über die große, weite Heide fiel. Eine einzige diesige Wolke bildete er, die tauschwer über der Erde hing. Die Türme der Stadt ragten dunkel gegen den Himmel. Der Förster erzählte vom Sommer und von der Heide. „Hier ist das Land des Birkenbaumes", sagte er, „und wer hier tagein, tagaus über den breiten Heidrücken wandert mit Falkenaugen, der sieht viele Dinge vom Leben."

Auf den Kronen der Kiefern nisteten ein paar Falken; und während der Förster noch erzählte, spähten seine Augen durch das Rohr gegen den Wald, aber da rührte sich kein Laut, kein Flügelschlag. Die Bickbeerweiblein waren längst davon hinter den Wäldern. Die Bauern vom Heidjerhof hatten ihre vollen Körbe auf die Leiterwagen geladen.

Der Förster war weit vorne, immer vier Schritte voraus; wir müßten hinter ihm bleiben, damit wir den weidmännischen Schritt nicht verlören, lachte er. Hochkiefernbestände und Aufforstungen erklärte er uns und das Schreien der Krammetsvögel, die übers Moor strichen.

Die Regenpfeifer riefen und jammerten vor Angst; dreißig Jungmädel im Revier waren ja auch kein „Pappenstiel". Einige Male umflogen die Vögel den großen See, drehten bei und flogen dann empört davon . . . Das Rotkehlchen warnte in der Hecke. Drei junge Mümmelmänner hoppelten friedlich in die Wiese und fingen hungrig an zu speisen; die Abendsonne schimmerte durch ihre feinhäutigen Ohren, die spitz und lauschend anlagen. Dann legten sie sich müde ins hohe Gras und schmiegten die Löffel auf den Rücken, um zu dösen . . .

Hochbeinig kam das erste Schmalreh aus dem Buschwerk; Rehwild folgte ihm. Es drehte den zierlichen Kopf und äugte zurück ins Waldinnere, lockte die anderen Tiere, die erst vorsichtig sicherten, ehe sie sich frei in die Wiese wagten.

Ihre Lauscher drehten sie in den Wind. Langsam traten die Böcke vor und verließen die deckenden Sträucher. Vor jedem Windstoß erschraken sie, und wir spürten, wie der am Tage eingeschlafene Wind sich langsam flatternd in eine neue Richtung hob; es wurde ein Ostwind daraus, der stark und heftig war. Aus den Bäumen strich ein Häher, kreuzte und kreiste über uns. Er ließ sich vom Wind streicheln und kühlen, so hatten wir es von dem Förster gehört. Braun und rot glänzte es in der Wiese, das Schmalreh hüpfte übermütig, als ob es hier im Moorbruch keine Gefahr gäbe. Die anderen Tiere ließen den Graben nicht aus den Lichtern, sie lauschten auf jedes Rascheln; wir mußten ganz still liegen und listig äugen, so wie es der Förster uns vormachte. Die Sonne rückte immer tiefer, ihre letzten Strahlen vergoldeten die Wipfel der Bäume. Eifrig steckte das Wild den Kopf ins Gras und fraß sich satt.

Erika konnte sich vor Freude nicht beruhigen und zeigte mit der freien Hand über die Wiese. Der rote Bock hatte das geistet und drehte gleich bei, schnell wie der Wind jagte er dem Holze zu. Bald war die ganze wilde Jagd im Walde untergetaucht. In langen Fluchten waren sie auf und davon, nur das Schmalreh sprang unbekümmert hinter-

her, der schwarze Windfang glänzte in der Abendsonne. Der Förster wollte es anpfeifen, aber es tat ihm leid, und er ließ die Büchse langsam wieder ins Gras fallen.

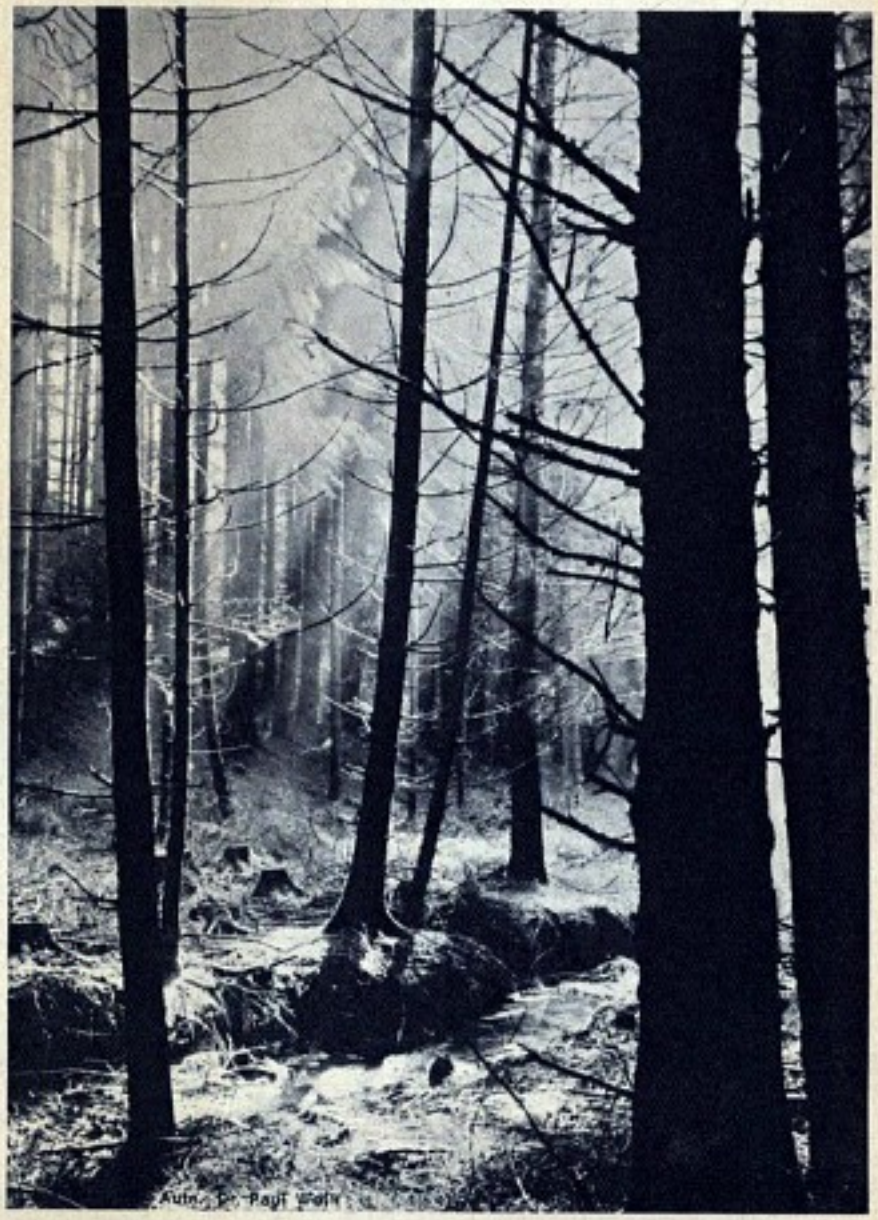
Ein Uhu schrie grell und störte ketzerisch die Abendruhe auf der Wiese. Der alte Jensen holperte langsam davon, seine Augen leuchteten wie Lichter im Dunkeln. Der Boden unter unseren Füßen wankte und brodelte. Manche wurden ganz still, gerade die, die sonst immer froh und laut sein konnten. Einige hatten Angst vor dem schimmernden, grünen Wasser. Die meisten Mädel flüsterten nur noch.

Der Alte lachte plötzlich laut und kräftig, als hätte er es allein hier zu sagen. Das munterte die bangen Gemüter wieder auf. Aber bis zum Schluß hielten wir uns fest an den Händen.

Abends gab es „Pannkoken" mit Bickbeeren, die wir selbst gepflückt hatten. Die Försterleute saßen mit uns zusammen. Es war richtig Heidsommer im Holz. Die junge Frau hatte ein frohes, leuchtendes Gesicht. Wir sangen Jägerlieder und die Scharade von dem lustigen Kuckuck mit dem Simsaladim.

Klaus Jensen erzählte von einer tollen Jagd auf den roten Zwölfender, die Geschichte seines Jägerlebens, wie er als Junge zum erstenmal die Büchse laden gelernt hat und ein prächtiges Rehwild bis ins Herz traf . . . „Wir müssen nach Haus", sagten wir und machten uns fertig. „Aber ihr kommt wieder?" fragte Jensen. „O ja, wir kommen wieder", riefen wir und winkten so lange, bis wir seitwärts durch die Stämme verschwanden.

Annemarie Mittelhaus.



DREI JUNGMÄDELBRIEFE AUS EINEM OSTSEELAGER

Wir vom „Vorkommando" bauten die Zeltstadt

Liebe Mutter, nun sind wir vom „Vorkommando" nicht mehr allein im Lager. Gestern, am Spätnachmittag, traf der Sonderzug ein. Wir waren alle am Bahnhof. War das ein Lachen und eine Freude! Singend sind wir dann durchs Dorf marschiert, dem Kiefernwalde zu, der gleich hinter den Dünen liegt, und in dem unsere Zeltstadt steht.

Die Freude hättest du einmal sehen müssen, Mutter, als die weißen Zelte zwischen den Kiefern auftauchten. Wir vom „Vorkommando" hatten aber auch die ganzen langen Tage fleißig geschafft, um alles recht fein herzurichten.

Abends im Zelt erzählten wir ihnen, wie langsam mit Hilfe des in der Nähe liegenden Arbeitsdienstlagers das große Lager angelegt wurde, wie der breite Hauptweg vom Lagertor hin zu den Zelten entstand, wie der Schuppen für die drei Gulaschkanonen gebaut wurde, wie der Koch eintraf, und wie dann zum erstenmal dort drüben unter dem großen Holzverschlag, der zum Lager hin offen ist, der Dampf aufstieg. Gebadet haben wir auch schon alle tüchtig, und einen Hunger haben wir! Ja, der Smutje — so nennen wir immer unsern Koch — hat es nicht leicht; er muß jeden Tag Riesenportionen herstellen.

Unermüdlich hatten wir die ganzen langen Tage geschafft

Denk daran, daß am nächsten Sonntag unser Elternbesuchstag ist und komm bestimmt! So ein schönes Lager gibt es bestimmt nur einmal! Das mußt du unbedingt gesehen haben! Wir werden dann zusammen an die See gehen, wenn wir Freizeit haben. Sie liegt gleich hinter den Dünen, kaum zwei Minuten von unseren Zelten weg. Vorher zeige ich dir aber noch unser ganzes Lager, auch die Klingelleitung, die wir angelegt haben, vom Lagertor den langen Hauptweg entlang bis hin zum Führerinnenzelt. Du, das war gar nicht so einfach! Der Draht lag ganz vorschriftsmäßig, aber der Ton wollte und wollte nicht kommen. Dabei haben wir vielleicht alle geschwitzt.

Morgen habe ich Küchendienst! Gemüseputzen müssen wir. Riesenberge sind es, so viel würdest du gar nicht in deine Küche hineinkriegen, auch nicht, wenn du die Speisekammer dazu nehmen würdest! Wir schaffen es aber immer. Zwanzig Jungmädel stehen dann immer im Kreis und putzen und schaben. Aber das Lachen und Singen haben wir noch nie darüber vergessen! Das alles ist viel, viel lustiger, als wenn ich dir zu Hause in der Küche helfe. Schade, daß bei uns zu Hause in der Küche nicht meine ganze Jungmädelschaft Platz hat, sonst könnten wir dir einmal deine Hausarbeit ganz abnehmen. Das würde sicher fast ebensoviel Spaß machen wie hier im Lager. Glaubst du nicht auch Mutter? Also dann bis Sonntag, liebe Mutter. Deine Ursel.

Der Trompetenraub und seine Vorgeschichte

Heute muß ich dir aber eine ganz aufregende Geschichte erzählen, Mutter. Als wir gestern früh aufwachten, hing an dem großen Baum, der neben dem Führerinnenzelt steht, ein Plakat. Darauf stand: „Jungmädel, aufgepaßt! Es sind Diebe im Lager! Sie wollen euch einen wichtigen Gegenstand rauben! Nehmt die Verfolgung sofort auf!"

Ganz wie eine amtliche Bekanntmachung bei uns daheim an den Litfaßsäulen sah das Plakat aus; denn es war hübsch säuberlich in einer Druckschrift hergestellt und trug sogar einen großen Stempel. Den konnte man aber leider nicht enträtseln, so daß man, auch wenn man diesen geheimnisvollen Aufruf noch so lange und eingehend ansah, einfach nicht herauskriegen konnte, woher er kam ... Und was haben wir alle überlegt ...

Nun wurde der Schuppen für unsere Gulaschkanonen gebaut

Aber daß Gefahr drohte, war uns allen klar! Na, du kannst beruhigt sein, Mutter, wir hatten im Nu alles organisiert und verteilt, so daß wir überall am Lagerzaun und auch überall im Lager selbst unsere versteckten Wachen hatten. Ganz unüberwindbar kamen wir uns vor! Daß wir dann nachher so dumm Schiffbruch erlitten, war einfach Pech. Mutter, wir hatten wirklich alles nur mögliche getan.

Na, dann kam Besuch ins Lager, unsere Obergauführerin mit zwei BDM.-Führerinnen aus der Reichsjugendführung. Sofort war unser Verdacht da. Das Plakat mußte mit ihnen in Zusammenhang stehen. So sollten denn unsere Wachen sie unmerklich begleiten. Aber Frosch — du kennst sie ja auch, Mutter, sie ist in meiner Schaft — machte es nicht ganz geschickt, und als dann unser Besuch den Aufruf gesehen hatte, lachten sie alle drei, weil sie mittlerweile gemerkt hatten, daß sie unter Bewachung standen.

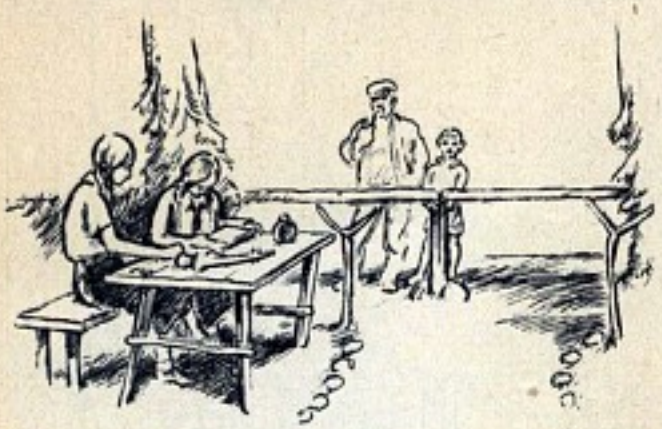
Na, und dann versuchten sie in einem fort, uns anzuführen. War das anstrengend! Immer wieder versuchten sie, uns auf

Der Smutje in seinem Reich zwischen den Gulaschkanonen

Zwanzig Jungmädel stehen dann immer im Kreis und putzen und schaben; aber das Lachen und Singen haben wir nie vergessen

eine falsche Spur zu locken. Aber na, wir sind ja nun auch nicht so ganz ohne . . . Unglaublich vergnügte, aber auch aufregende Stunden waren das, bis dann das Mittagessen kam.

Wir saßen alle im Sitzring beim Essen. Unser Besuch war drüben beim BDM., der gleich neben uns Jungmädeln sein Zeltlager hat; wir hatten ausgekundschaftet, daß sie alle drei zum Essen drüben bleiben wollten. Da wir gesehen hatten, daß sie zwischen den Mädeln im Sitzring saßen, waren wir beruhigt. Wir glaubten also mit Recht, daß wir für die nächste halbe Stunde eine wohlverdiente Mittagspause hätten.



Gestern hatte ich mit Liesel zusammen die Lagerwache

Na, wir hockten also alle nichtsahnend im Kreise, das gefüllte Kochgeschirr vor uns, als plötzlich von der Düne her ein lauter und langgezogener Trompetenruf zu hören war. Wir zuckten alle wie elektrisiert zusammen! Das war unsere Trompete, die nur bei ganz großen und wichtigen Anlässen geblasen werden durfte oder als Signal beim Baden. Beides kam jetzt aber ja gar nicht in Frage... Da, wieder der Ruf! Und nun stürzten auch schon aus dem Lager zwei von den Jungmädeln herbei, die während des Mittagessens die Wache hatten.

Kaum hatte sie uns zugerufen: „Die Trompete ist weg", da jagten wir auch schon alle den Dünen zu, dorthin, woher wieder ein Trompetenruf erklang. Das war eine Hetze, und das war ein Suchen, kann ich dir sagen!

Wir haben sie uns zurückgeholt, Mutter, aber eine Blamage war es doch für uns Jungmädel, nachdem wir sie so bewacht hatten . . . So gut hatten wir alles eingerichtet gehabt, aber wer konnte auch ahnen, daß das drüben im BDM.-Lager nur eine Falle für uns war. Unten am Strand entlang sind sie zu unseren Zelten geschlichen. Da wir über Mittag nur drei Jungmädel im Lager hatten, war es natürlich ein Leichtes, die Trompete zu rauben. Das haben wir denn auch unserer Obergauführerin gesagt. Aber eine Blamage bleibt es doch, daß wir zweihundert Jungmädel von drei Führerinnen überlistet wurden . . .

Aber das Schönste war, Mutter, daß es im Grunde gar nicht die richtigen Täter waren. Die Führerinnen aus der Reichsjugendführung sind erst von uns darauf gebracht worden. Sie haben die Trompete nur geraubt, weil wir alle so schrecklich aufgeregt waren und sie im Verdacht hatten und weil sich doch nun auch was ereignen mußte, nachdem wir uns soviel zur Abwehr ausgedacht hatten.

Die eigentlichen „Diebe" aber saßen ganz woanders. Das Zelt Nr. 1 sollte nämlich auf Anordnung unserer Untergauführerin die Trompete rauben, um so den Anlaß zu einem schönen Fahrtenspiel zu geben. Das erfuhren wir aber erst viel, viel später, als die Trompete wieder verschwunden war und eine stundenlange, aufregende Verfolgung begann. Na, Mutter, da hättest du bei sein müssen! Zu schön war dieser Tag! Es grüßt dich deine Ursel!

Lagerwache, Wecker, Meldeliste und eine Fanfare

Gestern hatte ich mit Frosch zusammen die Lagerwache. Du mußt nämlich wissen, Mutter, daß immer zwei von uns am Lagertor aufpassen, wer das Lager verläßt oder wer kommt. Ganz gleich, ob es nun Jungmädel, Führerinnen oder Besuch ist, — das muß immer alles genau vermerkt werden. Auch die Uhrzeit muß immer angegeben sein, deshalb haben wir den Wecker vor uns stehen. Wenn Besuch kommt, melden wir das durch einige Fanfarensignale, weil das Lagertor ein ganzes Stück von den Zelten entfernt ist.

Sobald dieses Signal ertönt, kommen immer dann gleich zwei Jungmädel angelaufen, um den Besuch ins Lager zu geleiten. Du siehst, Mutter, daß alles ganz genau geregelt ist . . . Wir haben ein dickes Lagerbuch.

Darin muß alles eingetragen werden. Als wir gestern einmal Zeit hatten, weil niemand kam oder ging, da haben wir es uns durchgeblättert. Da stand alles drin, auch der Name unserer Reichsreferentin. Sie hat uns nämlich eines Tages ganz unerwartet besucht. Auch ein Vertreter von unserem Gauleiter Dr. Goebbels war bei uns; er hat uns in das Lagerbuch geschrieben: „Diese Lager zeigen uns Alten, daß unsere Mädelorganisation so klar und einheitlich weltanschaulich ausgerichtet ist, daß wir froh in die Zukunft blicken können. Der Gau Berlin hat an diesen Lagern nichts auszusetzen, nur anzuerkennen. Riesler."

Eine ganz vergnügliche Sache ist immer ein Stehkaffee am Nachmittag

Unser ständiger Lagerbesuch: Badegäste im Strandanzug

Wir haben nämlich unendlich viele Lager, mußt du wissen, Mutter! Die sind nicht nur von unserm Obergau und nicht nur hier an der Ostsee. Unsere Obergausportwartin, mit der wir neulich die Vorführungen für unser Untergausportfest übten, hat uns davon erzählt. Sie ist schon in ganz vielen Lagern gewesen. Auch unten in den Bergen, in Thüringen und am Rhein sind solche Zeltlager. Da sind viele, viele Zehntausend Mädel und Jungmädel drin, sagte unsere Obergausportwartin. — —

Jetzt haben wir wieder Freizeit. Da kann ich dir weiterschreiben, denn ich habe dir ja noch so viel zu erzählen. Von der Lagerwache, die ich mit Frosch hatte, habe ich dir ja schon geschrieben. Aber daß wir an dem Tag viel zu tun hatten, habe ich ganz vergessen.

Du weißt ja, Mutter, wie sehr sich die Badegäste am vergangenen Sonntag über unsere Festwiese gefreut haben. Von dem Lagerzirkus mit den dressierten Pferden und dem kleinen Tanzbären erzählen sie sich jetzt immer noch. Das war ja aber auch wirklich zu schön!

Weil sie noch so oft an diesen Nachmittag denken, besuchen sie uns gern, um noch mehr von unserem Lagerleben zu sehen. An dem Tag, an dem wir Wache hatten, kamen all die Sachsen aus dem Badeort zu uns. Sie sind mit einem KdF.-Zug an die Ostsee gefahren. Na, da hatten Frosch und ich viel zu schreiben und nach der Uhr zu gucken. Aber witzig sahen all die bunten Bademäntel in unserer Zeltstadt aus . . .

Sie haben alle viel Freude an unserem Lager gehabt und haben sich ganz genau unsere Zelte mit all den Schuhständern und den Gestellen für die Kochgeschirre angesehen. Von unserer Lagerküche konnten sie sich gar nicht wieder trennen. Ich glaube, am liebsten wären sie noch bei uns zum Mittagessen geblieben. Das konnte ich wohl verstehen, denn es roch wirklich gut. Smutje und sein tüchtiges Küchenpersonal — die Schaft 3 war es diesmal — hatten sich wieder einmal so viel Mühe gegeben . . .

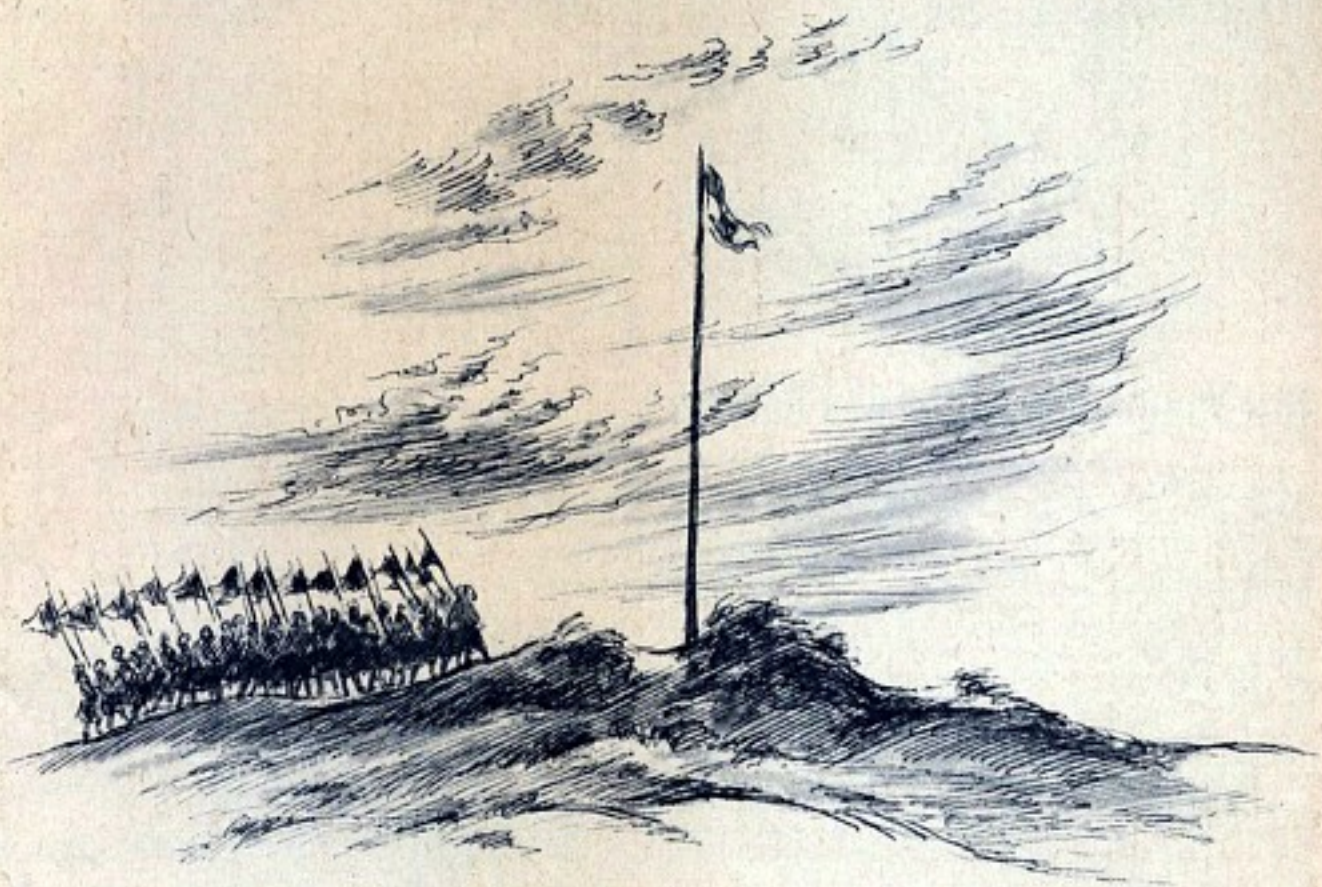
Habe ich dir eigentlich schon einmal geschrieben, daß wir abends immer mit unseren Wimpeln, die tagsüber im Halbkreis auf dem Lagerplatz stehen, zu der Fahne, hoch oben auf den Dünen, marschieren? Von der anderen Seite ziehen dann immer im Gleichschritt die Wimpel aus dem BDM.-Lager heran.

Rechts und links von der Fahne stehen die Jungmädel- und die Mädelwimpel. Hart zerrt der Wind immer in ihrem Tuch . . . Am Fuß der Düne, zur See hin, stehen links die zweihundert Jungmädel und rechts die zweihundert Mädel, immer in langen Blocks zu je vier Gliedern. Dann sagt abwechselnd die Mädeluntergauführerin oder unsere Untergauführerin den Fahnenspruch, wenn wir die Fahne einholen . . .

Gestern trug ich unseren Schaftwimpel. Stolz und froh war ich, als ich mit den andern Wimpelträgerinnen hinauf zur Düne marschierte. Weit konnte man von dort aus über das Wasser sehen. Unten standen die Jungmädel und Mädel und sangen . . .

Ganz tief schon hing die Sonne über dem Meer. Tagsüber war ein ziemlicher Westwind gewesen, so daß der Himmel voller Wolkenfetzen war. Da hinein hatte die Abendsonne viele leuchtende Farben gesetzt. Man mußte fast den Atem anhalten, so weit und so schön war es.

Dann holten wir die Fahne ein, und dann rückten die Jungmädel und die Mädel wieder nach beiden Seiten ab, zurück in die Lager. Wir trugen die Wimpel schweigend die Dünen hinunter, hin zu den Zelten.



Mutter, an diesen Abend werde ich wohl immer wieder denken müssen, wenn ich daheim bin. So steht bei uns in der Stadt nie der Himmel aus, so geht da nie die Sonne unter, so voller Farben, daß man fast die Augen zumachen muß, weil man den Glanz nicht so lange ertragen kann.

Ich habe wohl an dich denken müssen, als wir mit unseren Wimpeln über die Dünen zogen. Daran hättest du auch deine Freude gehabt, Mutter! — —

Sehr, sehr lang wird diesmal der Brief. Aber es ist ja auch der letzte, den ich dir aus dem Lager schreiben kann. Unser Sonderzug ist nun ja schon wieder bestellt. Nur ein paar Tage noch, und wir müssen unsere schöne Zeltstadt verlassen.

Wir Jungmädel helfen den Bauern

Unser Zeltlager lag unweit vom Dorfe. So wie die notwendigen Arbeiten im Lager geschafft waren, begann unsere Arbeit bei den Bauern. Ueberall auf den Höfen waren wir verstreut, ja eine Gruppe von uns fuhr jeden Tag in der Frühe mit den Rädern in das nächste Dorf, das etwa zehn Kilometer von unserm Lager ablag.

Es war ganz verschieden; einige schafften allein auf einem Hof, andere wieder waren zu Gruppen zusammengefaßt auf den Feldern, und einige von uns gingen Morgen für Morgen den schmalen Weg entlang zum Deich, hin zu den niedrigen Häusern der Fischer, um beim Netzeflicken zu helfen . . .

Ich gehörte auf Harkots Hof. Am ersten Morgen stand ich an der Scheunentür und wartete auf den Bauern. Bei den Pferden hörte ich ein schallendes Lachen. Er trabte mit den schweren Ackergäulen aus dem Stall. Etwas von einem Steuermann war in seinem Gesicht, wenigstens hatte ich solche Männer an der Nordsee gesehen. Er trug seinen Kopf fast stolz und selbstbewußt; den würde selbst die Not um das Alltägliche nicht beugen.

„Keiner weiß hier, was über sein Leben kommt, aber jeder glaubt an seine eigene Kraft", sagte Harkot zu mir. „Der Bauernalltag ist hart und nüchtern, aber dies weite und fruchtbare Land ist wohl ein Leben voll Arbeit und Mühe wert."

Was sollte ich dazu sagen, ich war nur still und ließ den Bauern sprechen . . . „Aber gut sollst Du es hier haben bei uns", lachte er.

Abends erzählte die Großmagd mit halbdunkler Stimme Bauerngeschichten. Ich saß mitten unter den Leuten. Der Bauer erklärte, daß ich ein Mädel wäre aus dem Jungmädel-Lager, das diesen Sommer im Dorf arbeiten würde, wie es die Bauern gewollt hätten. So würde es überall auf dem Lande sein . . .

Stina erzählte weiter, die Leute hörten gespannt zu, man sah ihre Ohren wachsen, zuletzt ertrank ein Schwank in lauter Lachen. „Lüe, lacht dat 't Hus biärßt", stimmte Harkot mit ein. Es wird hierzulande keinem etwas an Schalk und Witz erspart. Wenn die Not einen Bauern schweigen läßt, der Schalk bringt ihm das Lachen wieder bei . . . An diesem Abend war ich die Letzte im Lager. Wir holten die Fahne früh ein, denn wir mußten am nächsten Morgen wieder ausgeruht sein.

Stina führte mich durch den Stall. Als ich Marieiken meinen Namen nannte, antwortete sie im Vorbeigehen „Jau, ik weet all", schüttete die vollen Eimer in den Schweinetrog, als wäre es für sie selbstverständlich, daß ich da war. „Se is de Buerndochter", sagte die Großmagd.

Später saßen Marieiken und ich auf dem Heuwagen, mit dem Rücken gegen die Holzbalken gelehnt. „Das ist eine Rumpelei", rief ich in das Bollern der Räder, Marieiken antwortete mit einem Kopfnicken. In den Büschen duftete der Holunder. So einen heißen Sommer hatten wir lange nicht mehr gehabt. Bäche und Gräben waren ausgedörrt, im Kornfeld gilbten schon die schweren Halme.

Die Männer ruderten die breiten Kähne über den See. Die Luft zitterte vor Sonnenglut. Die Schnitter hatten tagelang schon geschafft, das trockene Heu sollte eingefahren werden. Die Knechte machten große Augen, lachten dann, weil ich anfangs noch etwas ungelenk mit der Heuforke umging. Ein Feldhuhn schrie traurig, weil das Nest kahl in der „abgeschorenen" Wiese lag.

Heiße Gesichter hatten wir. Vor Abend sollten die Heupünten über den See gerudert werden, die Männer stießen kräftig vom Ufer ab. Marieiken und ich pflückten roten Mohn.

In der Weide flötete eine Uferschwalbe. Der Himmel war glühend rot. Es war ja hoch im Sommer und kein Wunder, daß die Uferschwalbe heimlich entzückt zwitscherte. Verstohlen huschte sie davon, als wir sie aufstöberten, und segelte über die Mergelgrube. Ein Wasserhuhn plätscherte hastig über den See. Der Wind strich durch das Korn. Schwerfällig steuerten die Pünten in der Ferne. Richtige Süßwasserkähne waren es, ohne Segel, ohne Steuer, auf einem See ohne Wellen, ohne Wind, nur mit dem Staken stießen die Männer sie weiter von Ufer zu Ufer.

Wir hörten da drüben jemanden rufen, „Marieiken, kuom in Huse, Mari—ei—ei—ken kuom in Hu—u—use." Bei jedem Ruderschlag klang das Rufen zu uns herüber. Die Weiden hingen ihre silbernen, grauen Ruten schleppend ins Wasser. Kein Wasservogel schrie mehr aus dem Ufergestrüpp.

Die Kähne lagen weit hinten am anderen Ufer. Ich wollte hinüberschwimmen, um einen davon zu holen. „Wenn ik int

Aufn.: M. Stueber

Water mot, dann versuop ick", jammerte Marieiken. Sollten wir die Männer zurückrufen? Ich würde allein schwimmen...

Die Sonne war ein Stück weitergerückt, sie würde bald im See untergehen. Eine lange Strecke konnte ich hindurchwaten bis zu den Knien. Marieiken hielt meine wehenden Kleider. Die Arme waren müde von der Arbeit, aber ich dachte jetzt nur an Marieiken, die auf mich wartete „Du brave nich versuopen", rief sie mir nach. „Bliev bi mi", winkte sie.

Das Wasser plätscherte von meinem Schlagen und Treten. Dunkel und schwarz war es unter mir, fast unheimlich. Irgend etwas schwamm hinter mir, erst dachte ich, es wäre eine Ratte, es war aber nur ein Zweig, der in meinem Haar hing. Elender Süßwasserteich, murrig und grau, schimpfte ich. Meine Arme waren braun und schlammig, aber ich dachte jetzt nur an den Kahn und an das jammernde Mädchen.

In der Ferne schaukelten die schweren Pünten auf und ab. Ich ruderte mit Mühe und ließ mich langsam treiben; es war kalt, aus meinen nassen Haaren tropfte es immerzu. Marieikens schwarze Umrisse konnte ich schon wieder erkennen und die wehenden Röcke. „Jau?" Flink kletterte sie auf einen der Holzsitze, stieß uns vom Ufer ab und zog die Ruder hastig vor und rückwärts.

„Dat mot ick unse Vader vertellen, wu Du mi holpen häs, wu leiv Du büs", meinte sie ein übers anderemal. „Laot dat man, Marieiken", sagte ich und zog im schwankenden Kahn meine Kleider über die nasse Haut.

Der Bauer wollte erst „schandu-leern". Wir beide sahen uns nur an. „Laot em man", drückte ich Marieiken die Hand, „he versteiht dat nu noch nich." Die anderen Mädel waren sicher eifrig im Erzählen, wenn ich heimkommen würde ...

Ich pumpte meine Reifen auf und hing die Buttermilchkanne an den Lenker. Marieiken lief neben mir her bis zur Holzbrücke, dabei klapperten meine Milchkanne und Marieikens Holzschuhe um die Wette. „Jau, jau, annern Dag will ick swimmen liärn."

Am anderen Morgen war ich die erste auf Harkots Hof, ich konnte es nicht abwarten. Die breite Scheunentür stand weit auf. „Moder, de Deern is dao", rief eine helle Stimme.

Marieiken hatte mich schon entdeckt. Der Bauer fragte mich, ob es uns allen gut ginge im Lager. Er wollte wissen, ob die Heuernte Spaß machte.

„Was an uns liegt, wird gemacht! Da soll diesen Sommer kein Gewitter, kein Regen auch nur einen Halm verderben. Andern haben wir, Marieiken und ich, auch schon gelernt, wir werden wohl die vollen Kähne über den See schaffen." Da lachte Harkot hell auf, und seine Pferde wieherten.

„Ja, Harkotbauer, und unsere Drillichschürzen blähen sich dann wie Segel auf einer Süßwasserpünte."

Ein Gelsenkirchener Jungmädel.

Aufn. (4): Enno Kind

Nach dem gemeinsamen und frohen Vespern auf dem Feld schaffen wir mit frischen Kräften weiter

Jungmädel erzählen

Die Geschichte vom Peter

Im Sommerlager zeltete unsere Gruppe auf einer leicht hügeligen Wiese, auf der nur vereinzelt Birkenbäume waren. In ihrem Schatten hatten die Jungmädelschaften die Zelte aufgeschlagen. Auf der höchsten Erhebung stand die Lagerfahne. Von dort aus konnte man das ganze Gelände übersehen, bis hinunter zu unserem kleinen See, in dem wir täglich badeten.

Der See und die Felder, die sich jenseits erstreckten, gehörten zu dem Bauerngut, von dem wir morgens und abends unser Trinkwasser holten. Das war zwar manchmal etwas mühsam; aber Spaß hat es im Grunde doch gemacht. Am vorletzten Abend war meine Schaft an der Reihe, das Wasser zu holen, und dabei bin ich denn auch dem Peter zum ersten Male begegnet.

Als Hilde und ich mit den vollen Wassereimern an dem Holztor ankamen, bei dem das Gutsland und unsere Wiese aneinander grenzten, stand dieses nicht wie sonst weit offen, sondern es war richtig zugeschnappt und davor stand . . . der Peter. Der Peter war ein kleiner russischer Steppenhengst mit einer langen schwarzen Mähne und fast kohlschwarzem Fell.

Zuerst bekamen wir beide einen tüchtigen Schrecken, wie er so vor seinem Tor stand, mit dem Schweif peitschte und uns mißtrauisch ansah. Er hielt den Kopf dem Tor zugewandt, verdrehte den Hals ganz gefährlich, um uns besser beobachten zu können, und hatte offenbar gar keine Lust, uns Platz zu machen. Da war guter Rat teuer. Zurückgehen kam nicht in Frage. Wir wollten doch nicht, daß uns die Bauersleute auslachten. Zunächst verlegten wir uns auf gutes Zureden, das rührte aber den Peter ganz und gar nicht. Nun fing er sogar an zu fressen. Jedesmal, wenn er ein neues Büschel ausgerissen hatte, hob er den Kopf halb in die Höhe.

Ein paarmal ließen wir uns das gefallen. Aber dann verlor Hilde die Geduld, schöpfte beide Hände voll Wasser und spritzte dem Peter unversehens eine kalte Dusche über den Rücken. Der sauste im Nu mit dem Kopf herum, machte einen wilden Sprung; in der Luft spreizten sich seine Beine steif wie vier Holzkrücken. Dann stand er wieder mäuschenstill, nur die Ohren gingen erregt hin und her.

Wir waren indes weit zurück in die Wiese gelaufen. Mir fuhr der Schreck mächtig in die Knie, ich war ja auf Hildes neue Kampfmethode nicht vorbereitet. So sehr ging alles Hals über Kopf, daß wir die Wassereimer hatten stehen lassen, das heißt, einer stand gar nicht mehr. Den hatte ich in der Hast umgestoßen, und nun triefte ich nur so.

Ich schlug die Trainingshose in die Höhe, ärgerte mich über Hildes dummes Lachen. Die konnte sich indes gar nicht beruhigen. Da packte mich der Zorn, und ohne ein Wort lief ich schnurstracks hinüber zu dem Tor, vor dem der Peter immer noch stand, diesmal den Kopf steil in die Höhe gestreckt und mit sehr wachsamen Augen.

Ohne viel Umstände packte ich das Pferd so kurz wie möglich ganz dicht unter dem Maul bei der Kette, mit der es einen dicken Holzklotz nachschleifte, eine Vorrichtung, die es hindern sollte, Zäune und Gräben zu überspringen. Dann führte ich es ein paar Schritte abseits. Das alles war so Schlag auf Schlag gekommen, daß ich selber ganz erstaunt war, wie friedlich wir beide auf einmal nebeneinander herliefen.

Das war meine erste Begegnung mit dem Peter. Während des Sommerlagers hatte ich mich so sehr mit den Bauern angefreundet, daß sie mich für zwei Wochen einluden. Da hatte ich denn genug Gelegenheit, den Peter näher kennenzulernen. Wir wurden immer unzertrennlicher. Der Bauer selbst brachte mir die Anfänge der Reitkunst bei. Nach ein paar Tagen war ich gar nicht mehr aus dem Sattel zu bringen.

Als ich dann spürte, daß der Peter mich so leicht nicht würde absetzen können, war ich mächtig stolz. Einfach hatte er es mir nicht gemacht. Er war es nicht gewohnt, dauernd geritten zu werden. Wie bockte er manchmal, stieg vorn in die Höhe oder brach urplötzlich wild aus! Dann klammerte ich mich fest, in einer unbändigen Zähigkeit und Freude; und nicht eher ließ ich die Zügel locker, bis der Peter wieder in eine langsame Gangart zurückfiel.

Aber dann hatte ich eines Tages gesiegt. Nun gehorchte er dem geringsten Druck mit den Fersen. Damals warf ich Sattel und Zaumzeug in die Ecke und ritt nur auf dem nackten Tier. Das war noch viel, viel schöner. Ich klammerte mich an der Mähne fest, und davon ging es in wildem Galopp über Gräben und Brachfelder. Wenn ich manchmal fast das Gleichgewicht verlor, brauchte ich nur beide Arme fest um Peters Hals zu schlingen. Dann peitschte mir die wilde Mähne um die Ohren.

Ich habe den Peter dann eine lange, lange Zeit nicht wiedergesehen. Aber im vergangenen Winter hat unsere Jungmädelschaft eine Fahrt gemacht, auf der wir bei unseren Bauern übernachteten. Da hat der Peter regungslos in der verschneiten Wiese gestanden. Er trug einen hohen Schneepelz auf Rücken und Hals. Nur die Ohren ragten schwarz aus dem weißen Ueberhang. Ab und an, wenn sie sich leise bewegten, glitt ein kleiner Teil der Schneelast vom Hals herab.

Ich bin ein paar Schritte durch den dichten Schneewirbel zu dem Peter hinübergegangen. Er hob den Kopf ein ganz klein wenig und sah mich an, aber es fiel ihm schwer. Der Schnee lag auf den Augenlidern und fing sich in den Wimpern. Da bin ich vorsichtig wieder davongestapft, ich mochte ihn nicht anreden. Er stand dort wie ein verzaubertes Tier aus seiner Heimat, der russischen Steppe.

Ein Berliner Jungmädel.

Fahrt zum Adolf-Hitler-Koog

Unser erstes Ziel ist St. Margarethen. Zum erstenmal in unserm Leben stehen wir auf einem Deich. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man bedenkt, daß dies Werk vor Jahrhunderten von Menschenhänden erbaut, die jetzigen Bewohner des Ortes vor dem alles verzehrenden Wasser schützt.

Wir gehen ein Stück auf dem Deich entlang. Zur Rechten sehen wir hinter dem breiten Vorland, auf dem die Kühe und Schafe weiden, die Elbe, das heißt, wir können sie heute nur ahnen, denn der Nebel läßt keine weite Sicht zu. Dafür sehen wir aber die Umrisse von etwa zehn Seglern und Schiffen, die der Nebel zum Warten zwingt.

Eine mit Ziegelsteinen gepflasterte Straße führt uns zu dem alten Deich. Schon von weitem sehen wir graue Häuserdächer darüber hinausragen, — das sind die Siedlungen auf dem neueingedeichten Koog.

Nun stehen wir selber auf diesem, dem Meer abgerungenen Boden. Keine von uns hätte gedacht, daß das neueingedeichte Land so groß sei. An der breiten Straße entlang liegen die neuen roten Backsteinhäuser. Fruchtbarer Boden gehört zu dem Besitztum.

Vom neuen Deich geht unser Blick weit über das Land. Vor uns das Vorland, auf dem vielleicht in fünfzig, sechzig Jahren auch wieder deutsche Menschen siedeln werden, hinter uns der Adolf-Hitler-Koog, der in der Ferne von dem alten Deich begrenzt wird. Wir spüren, daß hier etwas geschaffen wurde, was uns überleben wird, was in die Geschichte des deutschen Volkes eingehen wird als eine große Tat, mit der der Name des Führers verbunden ist.

Auf einem Hügel liegt die Neulandhalle, das Gemeinschaftshaus der Siedler. Zwei große Plastiken, ein Soldat mit dem Gewehr und ein Mann mit dem Spaten in der Hand, schauen von dem Haus auf das Neuland.

Als wir dieses Haus nach einem Rundgang wieder verlassen, sind wir gepackt von der Schönheit der Räume. Große Eichentische stehen vor dem Kamin, in dem die schweren Holzkloben

brennen. Eichene Stühle stehen dabei, und auch die wunderschönen Eisenleuchter passen in diese Räume. Tonkrüge mit Aehren schmücken die Tische, und die bunten Wandmalereien und Glasfenster tun das ihre, um diesen Räumen das Gepräge einer neuen Zeit zu geben.

Neben der Neulandhalle hängt zwischen schweren Balken die Glocke; ein anderer Glockenturm würde nicht in diese Landschaft passen.

Während der Fahrt durch das Dithmarscher Land haben wir noch Gelegenheit, zwei Höfe zu besichtigen . . . Fest steht das alte Niedersachsenhaus auf dem Boden. Zum Teil sind die Höfe über 150 Jahre im Besitz der Familie. Hier leben Menschen, die das Leben anpacken und meistern, Männer und Frauen. Wohlstand herrscht auch heute noch bei diesen Bauern, die nur Vieh- und Graswirtschaft treiben. Kein reifes Kornfeld haben wir in dieser Gegend gesehen.

Dann geht unsere Fahrt zurück, der Heimat zu . . . Und während wir uns Kilometer um Kilometer von den Koogen und ihren Bewohnern entfernen, während wieder die hübschen Häuser an uns vorüberfliegen und die Dunkelheit herabsinkt, gehen unsere Gedanken noch einmal zurück: Unvergeßlich der Anblick vom Deich über das Vorland zur glitzernden Elbe, unvergeßlich der Adolf-Hitler-Koog . . .

Ein Mecklenburger Jungmädel.

Nachts über die Nehrung

Es ist ein ganz besonderes Stück Erde, dieses Land dort oben an der äußersten Spitze des deutschen Ostens, der schmale Landstreifen zwischen Haff und Meer. Das erkannten wir diesen Sommer.

Eine tiefe und zeitlose Einsamkeit umgab uns hier. Heiß brannte die Sonne auf die Erde nieder, und verstärkt warf der Dünensand die Hitze wieder zurück. So war es unmöglich, bei Tag eine längere Wanderung über die Nehrung anzutreten. Da wir unbedingt weiter mußten, wurde eine Nachtfahrt daraus, die für uns alle unvergeßlich bleiben wird . . .

So fremdartig und doch so schön zugleich das Bild der Nehrungslandschaft am Tage im Sonnenschein ist, so eindrucksvoll, ja einzigartig ist es bei Nacht, wenn der Mond sein Licht auf die starrgewordenen Kämme des ewigen Sandmeeres wirft.

Wir konnten nicht fehlgehen hier, keine Wanderkarte brauchte uns den Weg zu weisen; es gab nur eine Richtung, der wir folgen mußten, nur eine Straße, die uns weiterführen konnte. Endlose Dünenketten säumten unseren Weg. Ganz deutlich hoben sich Höhen und Tiefen der riesigen Sandberge und die feinen Wellenkämme des weiten gelben Meeres vom nächtlichen Himmel ab.

Ab und zu, wenn der Weg zu einer Höhe anstieg, wurde auf der einen Seite die Ostsee mit ihren unzähligen weißen Schaumkämmen und auf der anderen das stille Wasser des Kurischen Haffes sichtbar. Unaufhörlich aber sang die See ihr rauschendes Lied und kündete von ihrer unmittelbaren Nähe. Vereinzelt standen Bäume und niedrige Sträucher am Wege. Von Zeit zu Zeit kam ein frischer Seewind vom Meere herüber. In der Ferne sandte ein Leuchtturm seine Lichtsignale . . . Immer aber war um uns wieder das gleiche Bild, die gleiche Melodie einer Landschaft, die so ganz anders ist als die übrigen.

Immer weiter zog sich der Weg in die dunkle Ferne, und bald wich der Schein des Mondes wieder einem größeren helleren Lichte . . . Sie dauerte nicht lange hier, die Nacht auf der Kurischen Nehrung. Der neue Tag begann zu dämmern.

Der Himmel im Osten färbte sich gelblich, die Sonne stieg auf über dem Haff. Mit ihren großen Kähnen und langen Stangen fuhren die Haffischer hinaus zum Fang, der aufgehenden Sonne entgegen . . .

Eine Württemberger JM.-Führerin.

Von Dänenschiffen und heißem Brei

Es ist ja wohl so gewesen, daß die friesischen Mannsleute auf Heringsfang waren, oben in den Fjorden Norwegens. Aber es ist natürlich auch möglich, daß sie hinter den Seehunden her waren, die in dieser Zeit besonders zahlreich auf den Sandbänken, nicht weit vom Oereffjord, auftraten. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß das Mannsvolk nicht auf der Insel war.

Darüber brauchst du dich gar nicht groß zu wundern, denn die friesischen Seeleute waren überhaupt immer nur so lange zu Hause, wie man Zeit braucht, um ein Boot zu dichten und zu scheuern. Dann ging's wieder an Deck und hinaus auf das graue Meer. Denn Seefahrt ist ja das Beste, was es gibt, und davon kann man nie genug kriegen.

In den Stuben der friesischen Fischerhäuser hingen und standen die seltsamsten Dinge aus aller Völker Ländern. Der alte Christiansen hatte sogar einen lebendigen Vogel Strauß mitgebracht. Der rannte wie besessen über den Strand, und die Kinder mit Hallo hinterher . . .

Ja, es ist allerhand losgewesen im Hafen, wenn die Schiffe von Großfahrt zurückkamen, das muß man wohl sagen . . .

Zu der Zeit, von der ich dir nun erzählen will, hatte der Däne große Lust, die reiche grüne Insel in seine Hand zu bekommen.

Weil es ihm nie geglückt war, in ehrlicher Seeschlacht die friesischen Fischer in seine Gewalt zu kriegen, so dachte er, mit den Frauensleuten allein leichteren Stand zu haben. Es war ein schändliches Stück von dem dänischen König; denn es war ja wohl klar, daß es ihm diesmal gelingen würde, die Insel in seine Hand zu bekommen. Darum fuhr er auch stolz und siegesbewußt mit fünf prachtvollen Schiffen über See.

Die Fischerfrauen sahen ganz deutlich, daß das nicht die rotbraunen Segel ihrer Männer waren, die da von Norden geraden Kurs auf die Insel hielten. Sie sahen auch bald die dänische Flagge in den Toppen wehen. Aber sie gingen ruhig wie sonst in ihre Häuser. Sie hingen die großen Töpfe über das Feuer wie sonst, wenn ihre Männer in den Hafen kamen, und sie kochten doch wahrhaftig den guten Gerstenbrei, den es bei jeder Heimkehr der Fischer zum Willkommen gab.

König Christian stand an Deck. Er sah, wie fleißig der Rauch aus den Schornsteinen stieg. „Die friesischen Fischerfrauen sind klüger als ihre Männer", lachte er „sie wissen, uns den richtigen Empfang zu bereiten . . ."

Aber es war dann doch ein bißchen merkwürdig, daß auch nicht eine Maus im Hafen zu sehen war, als die Dänenschiffe anlegten. „Der Brei scheint doch nicht für uns bestimmt zu sein", meinte einer der Seefahrer. „Ja, wir müssen ihn uns wohl selber holen", sagte ein anderer . . . Und dann liefen sie in die Straßen und wollten in die Häuser eindringen.

Oh, der Brei ist durchaus für euch bestimmt, der heiße schöne Gerstenbrei . . . Und ihr braucht ihn euch nicht erst selber zu holen, bemüht euch nicht. Er wird aus den offenen Fenstern geschüttet!" Die Frauen standen an den Fenstern und gossen die glühend heiße Masse auf jeden, der es wagte, zu glauben, daß es leicht sei, mit den friesischen Frauen fertig zu werden, auf jeden, der angenommen hatte, die friesischen Frauen verraten ihr Heim und ihren Hof.

Ja, es war ein unrühmliches Beginnen von dem Dänenkönig, in Abwesenheit der Männer auf die friesische Insel zu fahren, und er hatte eine ganz jämmerliche Heimfahrt mit seinen verbrannten und verbrühten Leuten, die jammerten und schrien und sich in Schmerzen krümmten.

Unrühmlich und schändlich für den Dänenkönig! Aber rühmlich für die friesischen Frauen! Nun, sie machten nicht viel Wesens darum. Der Dänenkönig hatte die Insel nicht bekommen — das war die Hauptsache . . . Und er sollte sie auch nie bekommen. Das sollten die Kinder und die Kindeskinder wohl wissen. Deshalb sieht man seit der Zeit in dem Inselwappen einen Breitopf.

Ein friesisches Jungmädel.

Abenteuer um Saratow

Von Erika Müller-Hennig Copyright by Verlag Junge Generation, Berlin

Es war alles so schnell gekommen: plötzlich, gerade als Ebba ihren Abendtee heruntergeschluckt hatte und noch so ein bißchen in ihren Büchern blätterte, stand der alte Gärtner vor ihr. „Die Roten . . ." sagte er nur; und dann faßte er Ebbas Hand und zog sie mit sich fort — zur Küche und dort zur Tür hinaus und über den Hof . . . Und als das schwere Tor hinter ihnen zuklappte, sah sie, daß die Staubwolke da vorn auf der breiten Auffahrtsstraße ja voller Männer war. Die Roten — sie wußte, was das bedeutete.

Lenchen und Grete und Karl, die Kinder des Gärtners, umstanden sie mit neugierigen Augen. Sie waren jünger als Ebba, richtige kleine Möpse noch, die nicht recht verstanden, was los war. Aber sie nickten doch ganz eifrig mit ihren Köpfen, als die Frau des Gärtners ihnen einschärfte: „Ihr dürft niemandem sagen, daß die Ebba aus dem Herrenhaus ist. Ihr sagt nur, daß sie eure Schwester ist, ja?"

Dann bekam Ebba ein Kleid von Lenchen an — ein bißchen eng war es und reichte ihr kaum bis an die Knie, und unter den Armen kniff es ganz scheußlich, wenn sie sich bewegte. Aber wenigstens sah sie nun so wie ein Gärtnerskind aus — die roten Soldaten würden nicht erkennen, daß sie zu den verhaßten Deutschen aus dem Herrenhaus gehörte.

Wie scheußlich es war, zu denken, daß jetzt die fremden Männer dort durch das ganze Haus gingen und alles durchsuchten.

Aber ein ganz klein wenig fand Ebba es auch wieder interessant, daß sie das nun alles erleben sollte — so ganz allein, denn Vater war ja gerade heute zum deutschen Nachbargut gefahren . . . Und Mutter und die Brüder waren schon in der Stadt — was sie wohl für Augen machen würden, wenn Ebba ihnen später erzählte, daß unterdessen die Roten hiergewesen seien, die ganz richtigen Bolschewiken, vor denen alle solche Angst hatten.

Die Gärtnersfrau weinte. Ebba kam das seltsam vor — und auch die anderen Kinder drängten sich ganz erstaunt um die Mutter. „Warum weinst du denn?" — „Das versteht ihr nicht", sagte die Frau leise. „Ihr wißt ja nicht, was das alles bedeutet."

Der Gärtner wurde hinausgerufen und blieb lange fort. Mit angstvoll aufgerissenen Augen stand seine Frau am Fenster und starrte hinüber zum Herrenhaus — ganz ohne ein Wort zu sprechen starrte sie dahin, und ihre Lippen waren weiß . . .

Einmal krachte ein Schuß — sie fuhren alle ein wenig zusammen, sogar Ebba, trotzdem sie doch sonst wirklich kein Angsthase war. Aber es geschah dann weiter nichts — nur wüstes Schreien und Grölen drang allmählich vom Hause her hier herüber.

Endlich kam der Gärtner zurück. „Sie suchen nach dem Herrn", sagte er. „Ein Glück, daß er nicht zu Hause ist . . ." Und dann, sehr leise — aber sie hörte es doch, Ebba —: „Sie wollten ihn mitnehmen und erschießen, sie haben den Haftbefehl mit sich . . ."

Zuerst wollte Ebba, als sie diese geflüsterten Worte hörte, vorstürzen, wollte den Gärtner an beiden Armen packen und ihn anschreien, daß das ganz unmöglich sei, daß kein Mensch auf der ganzen Welt das Recht habe, Vater mitzunehmen und zu erschießen — aber dann blieb sie doch ganz still sitzen und ballte ihre Hände auf den Knien.

„Erschießen — meinen Vater erschießen!" summte etwas in ihrem Kopf; und dann plötzlich durchzuckte sie ein schrecklicher Gedanke: Vater wollte doch schon heute nacht oder morgen früh zurückkehren. Wenn — wenn die Bolschewiken nun so lange hierblieben? Dann kam er ahnungslos angefahren . . .

„Kann man — nicht jemanden hinschicken zum Vater?" fragte sie und zupfte den Gärtner am Arm. „Sie lassen niemand vom Hof", antwortete der leise. „Ich habe es schon versucht, vorhin. Alle Tore sind besetzt. — Ueberall steht ein roter Soldat mit einem Gewehr im Arm, um diejenigen niederzuschießen, die entfliehen wollen."

Alle Tore sind besetzt . . . Den Gärtnersleuten und den Arbeitern und Dienstboten wird nichts geschehen. Die Bolschewiken behaupten ja von sich, daß sie die Freunde des arbeitenden Volkes sind. Es wird ihnen nichts geschehen — wenn sie nicht etwa zu der deutschen Herrschaft halten sollten . . . Und Ebba — Ebba wird von den fremden Soldaten ja für ein Kind des Gärtners gehalten, und keiner der vielen Arbeiter und Tagelöhner hier auf dem Hofe wird sie verraten. Keiner. Also wird auch Ebba nichts geschehen.

Aber Vater! — Morgen mittag spätestens wird sein Wagen die breite Allee entlang gerollt kommen. Vor dem Tor wird er sich wundern, daß Strolch ihm nicht fröhlich entgegengesprungen kommt wie sonst. Aber dann werden auch schon die Gewehrläufe da sein, die fremden russischen Gesichter . . .

„Wohin willst du?" fragt der Gärtner, als Ebba plötzlich aufsteht und sich ein Tuch um den Kopf schlingt. Sie sieht ihn ganz still an, dann sagt sie ruhig: „Zum Vater". Zuerst schüttelt er den Kopf und will sie nicht gehen lassen und erklärt ihr immer wieder, wie unmöglich es sei, jetzt aus dem Hof zu kommen . . . Und selbst wenn das gelänge — es ist bald Nacht, und der Weg zur Stadt ist unendlich weit. Sie würde sich verirren dort draußen — und zu Fuß käme sie nicht über das nächste Dorf hinaus.

Aber dann endlich, als er ihre entschlossenen Augen sieht, sagt er nur noch: „Dein Vater wird mir Vorwürfe machen . . ." „Für das, was ich tue, steh ich selber ein", antwortet Ebba fest. Sie sucht nach einer Jacke . . . Da ist der Gärtner dann still und folgt ihr aus dem Haus über den Hof.

Alle Tore sind besetzt. Aber hinten am Hühnerstall gibt es einen Durchschlupf bei der Hecke — die Hühner haben ihn gekratzt und eigentlich sollte er wieder zugemacht werden, aber dann war es vergessen worden, und der Hofmeister hatte nur ein wenig Stacheldraht davor ziehen lassen wegen der Füchse. Ebba kennt die Stelle gut.

Langsam geht sie auf den Hühnerstall zu, sie hat einen Korb in der Hand und eine Kanne mit Wasser. Zwei Soldaten sind gleich darauf neben ihr, gucken sie mißtrauisch an. Aber als sie sehen, wie ruhig das Kind Wasser in die Trinkgefäße schüttet und dann von Nest zu Nest geht, um nach Eiern zu gucken, wenden sie sich wieder ab.

„Bring uns nachher die Eier", rufen sie Ebba auf russisch zu . . . Die nickt und lacht ein bißchen und schwenkt den Korb — dann, zwei Sekunden später liegt sie vor der Hecke auf dem Bauch, reißt mit beiden Händen an dem Stacheldraht. Er will nicht nachgeben, schneidet tief in ihre Finger — aber da hinten ertönt jetzt schon wieder ein Schritt von schweren Männerstiefeln, es ist keine Zeit mehr zu verlieren, es muß gehen . . .

Fetzen vom Kleid bleiben am Stacheldraht hängen, und von Ebbas bloßen Armen und Beinen tropft Blut. Aber sie ist draußen — tief aufatmend bleibt sie einen Augenblick lang stehen und rennt dann so schnell sie kann los . . . Die Pferdekoppel ist zehn Minuten von hier entfernt, und in der Koppel sind die Pferde. Sie muß ein Tier haben zum Reiten — zu Fuß kommt sie nicht schnell genug zur Stadt.

Die Koppel ist groß, und es sind weit und breit keine Pferde zu sehen. Vielleicht sind sie hinten am Bach — sie werden dort im Wasser stehen und trinken und mutwillig mit den Hufen in die Wellen treten — und hier steht Ebba und braucht sie, braucht sie so schnell wie irgend möglich.

Sie läuft über das trockene stachelige Gras, atemlos rennt sie den Hügel hinauf, hastet blind vor Angst und Erschöpfung zum Wäldchen . . . Da erklingt der lustige Hufschlag. „Asta — he — Asta!" Dann legt Ebba zwei Finger an den Mund und pfeift — das hat sie erst in diesem Jahr vom Kutscher gelernt. Ob sie wohl kommen werden auf das Pfeifen?

Die Pferde sind den ganzen Sommer über hier draußen in der Koppel, sie sind wild und ungebärdig und lassen sich nicht gern einspannen. Aber es ist jetzt Abend, um diese Zeit kommt der Kutscher meistens, um sie in den Stall zu bringen — und da kommen sie auch schon herangebraust. Voran der Schwarze, dann Vaters Rimmersatt, dann Asta und zuletzt die beiden Fohlen. Aber als sie Ebba erkennen, bleiben sie verwundert stehen, trauen sich nicht näher.

„Asta — he — Asta — komm!" schmeichelt Ebba und streckt ihre Hand aus, als halte sie Zucker darin. Zuerst kommt der Schwarze heran, aber der würde den Weg nach Voraschina nicht finden. Er ist noch nie dort gewesen . . . Und auch Ebba kennt den Weg nicht genau . . . Aber dann kommt auch Asta, und Ebba schmeichelt und bittet und pfeift — als das Tier ganz dicht neben ihr steht, faßt sie seine Mähne und sitzt mit einem Satz auf dem glatten Rücken.

Die Sonne war schon untergegangen, von den Wiesen stieg dichter Nebel auf. Ebba hatte jetzt den Wald hinter sich, nichts als endlose Gras- und Steppenflächen dehnten sich vor ihr. Irgendwo in der Ferne tauchten ein paar runde Hütten auf . . . Sie ließ dem Pferd seinen Willen, saß da, ließ die Beine herabhängen und starrte geradeaus. Voraschina war weit — endlos weit fort war Voraschina . . . Und wenn Vater vielleicht jetzt schon unterwegs war und einen anderen Weg nahm als sie? Vater, lieber Vater!

Der Mond tauchte am blassen Himmel auf, immer mehr weiße Nebelschwaden geisterten heran, wollten rechts und links vom schmalen Wege herauf. Manchmal schrie irgend etwas über Ebba — ein heiserer kurzer Schrei, vielleicht ein Adler. Der Herbstwind sang und sauste über die weiten Flächen — eiskalt drang er durch Ebbas Kleider und strich an den nackten Beinen herauf. Ihre Hände und Füße waren schon ganz steif und kalt, immer wieder hob sie rasch die Finger an den Mund und hauchte sie an.

Dazwischen begann Asta Schritt zu gehen. Ebba trieb sie an; sie hatten ja keine Zeit zu verlieren, sie mußten nach Voraschina, so schnell wie irgend möglich. Aber dann blieb das Pferd plötzlich stehen, blickte sich unschlüssig nach Ebba um. „Weiter, Asta, weiter!" Doch Asta schien den Weg nicht mehr zu wissen, machte noch ein paar zögernde Schritte, stand dann wieder.

Und da — es platschte ja auch plötzlich so seltsam unter Astas Hufen, sie arbeitete sich durch weichen Grund, versank ein wenig darin. Aber wo um Himmels willen gab es denn hier in dieser trockenen Steppengegend Moore? — Und nun hörte Ebba auch links von sich dieses seltsame Rauschen, das sie schon die ganze Zeit über unbewußt vernommen, aber nicht beachtet hatte. Das war — die Wolga.

Der Mond spiegelte sich in der endlosen Wasserfläche, unermüdliche kleine Wellen leckten die Böschung herauf. Dann machte Asta plötzlich einen erschreckten Satz zur Seite. Ebba schrie auf — aus dem Dunkel der niedrigen Büsche hatte sich eine zusammengeduckte Gestalt gelöst. Ein Räuber — oder war es ein Wolf — oder irgendein Märchenwesen?

Aber dann war es nur ein russischer Bauer, der hier geangelt hatte, und der beinahe ebenso erschrocken war wie Ebba. Sein kleiner struppiger Hund sprang kläffend an Astas Beinen herauf, und der Mann selber stand da und bekreuzigte sich,

weil er glaubte, irgendein Elfenmädchen sei ihm da erschienen, das beim Mondenschein seltsame Spazierritte machte.

Aber den Weg nach Boraschina konnte er Ebba zeigen, nachdem sie endlich beide gemerkt hatten, wer sie eigentlich waren.

„Das ist noch viele Stunden weit — da kommst du nicht hin!" sagte der Bauer. „Du wirst dich verirren, oder die bösen Geister werden dich vom Weg ablocken. Oder — du kannst auch Bolschewiken treffen." Er sagte es mit so besorgter Stimme — eine heiße Angst schnürte Ebbas Hals zu. Aber dann — Vater war in Gefahr, Vater mußte gewarnt werden, und sie vertrödelte hier ihre Zeit mit dummen Gedanken!

„Ich reite zu meinem Vater", sagte sie . . . Und da schwieg der Mann nach einem Blick in ihr entschlossenes Gesicht. Einen alten Sack kramte er hinter den Büschen hervor, reichte ihr ihn hin. „Du holst dir sonst noch den Tod in der kalten Nacht, so verschwitzt wie du bist."

Jetzt stand der Mond hoch am Himmel und erhellte den Weg. Zuweilen stolperte Asta über die tiefen, im Wege eingetrockneten Gleise und Hufspuren. Ein betäubender Duft drang von der Steppe zu Ebba herauf. Sie saß jetzt ganz zusammengezogen vor Kälte und versuchte, immer abwechselnd einen ihrer Füße unter das kurze Kleidchen zu ziehen. Aber es gelang nicht — und es war ja auch schließlich gleichgültig, ob sie fror. Es gab nur eines, das jetzt nicht gleichgültig war: daß sie so schnell wie irgend möglich den Weg nach Boraschina fand.

Ein russisches Dorf . . . Zuerst hörte Ebba nur das tolle Bellen von einigen Hunden, in das immer mehr einfielen. Dann tauchten aus der grauen Dämmerung die Umrisse von niedrigen Holzhäusern auf. An der langgestreckten Straße lag ein kleines Haus neben dem anderen. Auch Asta schien die Nähe von Menschen zu wittern, sie hob den Kopf und begann plötzlich ihre Beine wieder etwas schneller zu bewegen.

Sie hatten sicher heißen Tee in ihren Samowaren . . . Und — eine Bank, auf der man einen Augenblick lang würde sitzen und ausruhen können . . . Und einen warmen Ofen — Ebbas Hände und Füße waren schon ganz gefühllos vor Kälte. Aber als sie dann vor einem der ersten Häuser hielt und sich gerade von Astas Rücken hinunterrutschen lassen wollte, hörte sie plötzlich Scharren und Wiehern. Dicht an der Haustür waren mehrere Pferde angebunden — sie waren gesattelt und daneben lagen Tornister . . . Und — ja, neben der Tür lehnten Gewehre.

Das Heulen und Bellen der Hunde verschlang jedes andere Geräusch; und es dauerte auch eine Weile, bis die müden Bolschewiken sich aufrafften, bis der Posten sein verschlafenes „Wer da?" in die Luft hinausbrüllte. Er hatte geträumt, bis das aufgeregte Bellen der Hunde ihn plötzlich weckte — jetzt sah er nur etwas Dunkles am Ausgang des Dorfes, das sich entfernte. Einmal schoß er hinterher — aber der dichte Nebel, der vom Fluß aufstieg, umhüllte alles mit weißen Schleiern.

„Das hast du gut gemacht", — und Ebba legte beide Arme um den Hals des Pferdes. „Ich wußte es doch, daß du mich nicht im Stich lassen würdest!" Bald darauf ging die Sonne auf. Es wurde nun erst recht kalt — aber was machte das, wenn sie doch nur da war und man wußte, daß Boraschina nun bestimmt auch nicht mehr fern sein konnte, unmöglich.

Ebba riß die müden Augen, vor denen es immerzu schwarz flimmerte und alles sich drehte, auf und hauchte in ihre blaugefrorenen Hände: zum erstenmal während des Rittes begann sie darüber nachzudenken, wie sie den Vater ausfindig machen sollte auf dem fremden Gut, das ja auch von den Bolschewiken besetzt sein konnte . . . Wie sollte es nur geschehen . . .

Um dieselbe Zeit verließ ein elegantes Fuhrwerk das Gut Boraschina und nahm den Weg zur Steppe. Die Pferde waren gut ausgeruht, sie konnten es gar nicht erwarten, so schnell wie möglich loszurennen . . . Und der Mann im Wagen konnte es auch kaum erwarten, heimzukommen — es waren heute früh Gerüchte nach Boraschina gedrungen, daß die Bolschewiken bereits vereinzelne Gutshöfe besetzt hielten und plünderten.

„Fahr zu, so schnell es geht", hatte er dem russischen Kutscher in dem mächtigen bunten Mantel zugerufen. Aber dann gab es doch einen Aufenthalt. Mitten im rasenden Jagen hatte der Kutscher die Pferde zurückgerissen, so daß er und der Mann im Wagen beinahe vornüber fielen. Ein Weghindernis — ein elendes Pferd mit fliegenden Flanken und zitternden Beinen.

Unwillig hob der Mann im Wagen sich von seinem Sitz — gleich darauf stand er dann neben dem schweißnassen Pferd . . . „Vater — du darfst nicht nach Matusenst — die Bolschewiken . . ." stammelte ihm Ebba entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der außendeutsche Bericht

Bauernnot in Nordschleswig — 28 000 Hektar deutschen Bodens verloren.

Die Zerstörung der Kapitalgrundlage des nordschleswigschen Wirtschaftslebens durch die unter dänischer Herrschaft durch Inflation und Deflation herangeführte Ueberschuldung der Bauernschaft führt zu einer fortschreitenden Verstaatlichung des Grund und Bodens. Der Bauer muß in steigendem Maße seinen Boden an den Staat veräußern, um seinen Zins- und Steuerverpflichtungen genügen zu können. Wenn er nicht unter dem Zwang der Verhältnisse einen freien Handel mit dem staatlichen Siedlungsausschuß oder anderen öffentlichen Geldinstituten abschließt, dann wird der Boden auf dem Wege der Zwangsversteigerung enteignet.

Die Gesamtverschuldung der nordschleswigschen Landwirtschaft betrug 1914 rund 210 000 000 Mark = 190 000 000 Kronen, jetzt beläuft sie sich auf 370 000 000 bis 380 000 000 Kronen. Rund 35 000 000 Kronen Staatsdarlehen sind an zweiter Stelle oder noch weiter ausgerückt im nordschleswigschen Grundbesitz hypothekarisch gesichert. Dazu kommen die Siedlungskredite in den 1200 nordschleswigschen Staatshäuslerstellen, die mindestens 20 000 000 Kronen betragen dürften. So setzt der Staat seine Geldmittel ein, um das Bauerntum von seinem Kapital abhängig zu machen und um die Innenkolonisation im Grenzland zu fördern. Offen bekennt man sich dabei zum Ziel, daß die Siedlung nur Mittel zum Zweck sei, nämlich zur Sozialisierung des Grund und Bodens. Das Ergebnis dieser Bodenpolitik ist, daß allein der deutsche Bodenverlust am 1. Juli 1935 mit 28 295,36 Hektar berechnet worden ist.

Die Dänen im Reichsgebiet.

Während in dem früher deutschen Nordschleswig planmäßig gegen das Deutschtum vorgegangen wird, sind die südlich der Grenze auf deutschem Reichsboden lebenden Dänen ebenfalls aktiv. Kürzlich tagte in Flensburg im Rahmen der Jahresversammlung des Schleswigschen Vereins die dänische Minderheit südlich der Grenze. Aus den Berichten über die Arbeit des Schleswigschen Vereins und seiner verschiedenen Unterabteilungen konnte man ein äußerst interessantes Bild über die Tätigkeit der dänischen Minderheit im Reich gewinnen. Die Flensburgabteilung des Vereins zählte am 1. Juni v. J. 3018 Mitglieder, davon 2760 innerhalb der Stadt Flensburg

Ein schönes Kleeblatt: Gretel, Lotte und Annemarie

Die Mädels nehmen auf Fahrt stets MAGGI⁵ Suppen und MAGGI⁵ Fleischbrühwürfel mit. Sie wissen: so läßt sich einfach — ohne Mühe — und billig — ein kräftiges wohlschmeckendes Essen bereiten.

MAGGI⁵ SUPPEN
1 Würfel 10 Pfg.

MAGGI⁵ FLEISCHBRÜHE
3 Würfel 10 Pfg.

und 258 in den angrenzenden Gemeinden. Interessant ist, daß in dem Bericht auch von der Verbindung der dänischen Minderheit im Reich die Rede war. Der Festmarsch durch Flensburg zählte nach dänischen Meldungen 2000 Teilnehmer. In der darauffolgenden großen Versammlung sprach auch ein Vertreter der polnischen Minderheit.

Bei der Jahrestagung des dänischen Sprachvereins und des dänischen Turnvereins wurde festgestellt, daß der Verein auf dem Gebiete der Jugendbücherei eine sehr eifrige Tätigkeit entfaltete, indem zahlreiche neue Bücher zugeführt werden konnten. Der Verein habe außerdem für die dänischen Schulen im Reichsgebiet sowie für die dortigen Kindergärten und die dort wirkenden Wanderlehrer große Zuschüsse geleistet.

Die Juden in Rumänien

Der bekannte rumänische Publizist und Historiker Ratulesku hat festgestellt, daß die Juden in der rumänischen Industrie einen Anteil von rund 55 Proz. haben. Im Versicherungswesen arbeitet 81,5 Proz., im Transportwesen 74,7 Proz., in der Textilindustrie 63,6 Proz. und in der chemischen Industrie 68,2 Proz. jüdisches Kapital.

Vergleicht man den Anteil an der Wirtschaft, so zeigt sich, daß rund 65 Proz. der Wirtschaft Rumäniens unter dem Einfluß der Juden stehen, 22 Proz. unter dem Einfluß von Rumänen und 12 Proz. unter dem Einfluß der Volksgruppen. Das Zahlenverhältnis zeigt, daß die deutsche Volksgruppe in Rumänien nur die Hälfte des Besitzstandes in der Wirtschaft innehat, der ihr auf Grund ihrer Kopfzahl zukommen müßte.

Die Deutschen Rumäniens gehören zum größten Teil dem Bauernstand an. An den Handels- und Industrieunternehmungen sind sie nicht in dem Maße beteiligt, wie es ihrer Zahl entsprechen würde.

Die geistige Verjudung Rumäniens schreitet immer weiter fort. Von 2954 Neuerscheinungen literarischen, politischen und sozialen Inhalts, die in Rumänien seit 1920 herausgegeben wurden, stammen 1708 von den Juden. Für die Verbreitung der jüdischen Bücher wird dadurch gesorgt, daß weitaus der größte Teil aller Buchhandlungen jüdisch ist. Im Zeitungswesen sind von 6025 Journalisten 5105 Juden.

Rumänische Sprechübungen in deutschen Kindergärten

Nach dem neuen rumänischen Lehrplan sind für die Kindergärten und Bewahranstalten täglich Sprechübungen von einstündiger Dauer in rumänischer Sprache vorgeschrieben worden. Das deutsche Kind wird dadurch in einer Zeit, wo es erst seine eigene Muttersprache erlernen muß, mit der Aufnahme einer ihm gänzlich fremden Sprache belastet.

Die Deutschen Siebenbürgens verfügen heute über 30 Kindergärten mit rund 50 Kindergärtnerinnen (die Hälfte der Kindergärten entfällt auf Landgemeinden) und 100 ländliche Bewahranstalten, die angesichts der Maßnahmen der rumänischen Schulbehörden in Gefahr sind, ihren Wert als völkische Erziehungsanstalten zu verlieren.

STREIFLICHTER

Frau Christine, Onkel Paul, der Kreis um uns ...

und noch viele andere liebe Briefkastenonkels und -tanten bemühen sich, uns mit ihren klaren, zielsicheren Ratschlägen einen Pfad durch das Dornengeflecht der täglichen kleinen Schwierigkeiten zu bahnen.

Sie haben ein Herz für alle ihre bedauernswerten Schäflein, sei es für die „Jugendliche Alte mit den Backfischkleidern" oder das einsame Mädchen, das nicht weiß, ob es „zuerst von sich hören lassen darf". Auch verzweifelte Schwiegermütter in spe dürfen Auskunft verlangen, ob er, der jugendliche Liebhaber, berechtigt ist, Mulden in den besten Lehnstuhl des Hauses zu sitzen.

Und was sonst der Nöte mehr sind! Ja, auch errötende Jünglinge und versetzte Kavaliere bekommen ihr Rezeptchen! Frau Christine und Onkel Paul müssen sich weidlich Mühe geben, allen Ansprüchen gerecht zu werden — und wenn keine Ansprüche gestellt werden, dann machen sie sich vielleicht selber welche? Wer mag sich hinter diesen Pseudonymen verbergen, in deren Schutz man so geborgen salbadern darf?

Wer sagt mir, ob sich hinter den ach so mütterlichen Fingerzeigen nicht der lockige Vollbart eines väterlichen alten

Alle Marmeladen kocht man in 10 Minuten mit Opekta

denn mit Opekta wird die Marmelade billiger. Ohne Opekta nämlich kocht die Marmelade durch die lange Kochzeit häufig bis zur Hälfte ein. Mit Opekta jedoch bekommen Sie ungefähr das ganze Gewicht an Marmelade in die Gläser, das Sie an Obst und Zucker in den Kochtopf geben.

Knaben verbirgt, und ob die onkelnden Ratschläge nicht von einem grünen Dachs erfunden sind?

Wollen Frau Christine und Onkel Paul nicht mal versuchen, ihre gewiß recht wohlklingenden Namen unter das lehrreiche Frage- und Antwortspiel zu setzen? Oder wäre ihnen das etwa peinlich?

Frauchen kriegt ein Halsband um . . .

und wird an die Leine genommen! Jawohl, und wenn Ihr noch so verständnislos den Kopf schüttelt und Euch an die Stirne tippt: ich habe mich nicht verschrieben und Ihr habt Euch nicht verlesen! Es ist wirklich und wahrhaftig so . . .

Der letzte Modeschrei — nur noch ein letztes sonnenstichiges Röcheln — ist, dem goldigen Schnauzerlein sein gelbes, grünes oder rotes Halsband und seine totschicke, geflochtene Leine abzunehmen und um die eigene mehr oder minder schlanke Taille zu winden. Das Halsband kommt natürlich um den eigenen alabasterzarten Schwanenhals — um des Kontrastes willen!

Schnauzerlein bevorzugt selbstverständlich die gleichen Farben wie Frauchen — o Gott, wie hält Herrchen nur die beiden Riemen auseinander? Oder hat es sich vielleicht als unumgänglich notwendig herausgestellt, beide an die Leine zu nehmen? Und darum die ganze Modetorheit? . . .

Gesunden Haarwuchs durch Birkenwasser!

Dralle

Anders als durch regelmäßige Pflege ist eine Gesundung und Kräftigung der Haarwurzeln nicht möglich. Birkenwasser erfüllt diesen Zweck vollkommen.

PREISE: 1.50 1.94 3.38 1/2 Liter 5.45 1 Liter 9.70

Anzeigenwerbung ist Vorbedingung für den Geschäftserfolg

Das hat geholfen!
Auch Ihre hartnäckigen
Sommersprossen
und Hautunreinigkeiten werden durch Dr. Druckreys
Drula Bleichwachs
restlos beseitigt. Mk. 2.75 frco.
Chem. Labor. Dr. Druckrey, Quedlinburg 53

Nun kann sich jeder einen Feldstecher leisten

Wenn man uns vor 10 Jahren erzählt hätte, wir würden einmal in der Lage sein, schon für RM 14,— ein Fernglas zu verkaufen, hätten wir es nicht geglaubt. — Die Technik ist inzwischen fortgeschritten, die Produktionsmethoden wurden wirtschaftlicher und nun ist das „Unmögliche" möglich: Ein Busch-Feldstecher für ganze RM 14,— ist auf dem Markt. Und seine Vorzüge? Wegen seines Bakelitegehäuses hat er ein geringes Gewicht. Außerdem ist er äußerst lichtstark. Die patentierte Bauart schützt gegen Eindringen von Staub und Wasser. — Möchten Sie sich nicht einmal diesen praktischen Busch-Heda-Feldstecher im Fachgeschäft ansehen?

Busch HEDA
RM. 14.- RM. 16.-
EMIL BUSCH A.-G., RATHENOW
Erhältlich nur in Fachgeschäften

Gold braun und nicht nur Rot

werden, — das verbürgt ULVIR-Sonnen-Creme (m. d. Deutschen-Reichs-Patent). Sie bringt die Ultraviolett-Strahlung 100%ig ohne Schälung zur Wirkung.

ULVIR
SONNEN-CREME
D. R. P.

Großtube 95 Pfennig. Erhältlich: In allen guten Drogerien, Apotheken, Frisiersalons und Parfümerien.

Augusteier - Korneier!
In Garantol halten sich Eier über ein Jahr!

seit 1880

bewährt
schon für 10 Pf. allerorts zu haben

Dirndl-Kleider-Stoffe
Muster frei. Samthaus Schmidt, Hannover 53

Von gutem Geschmack

Hohenlohe Erbswurst

Wer klug ist, näht mit SEIDE
Nimm Gütermanns Näh-SEIDE
denn sie ist elastisch, reißfest, farbecht.

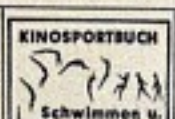
Schickes Fräulein zeigt die Zeit an . . .

Rendezvous unter der Normaluhr? Eine liebe Gewohnheit für liebende Leute oder solche, die es werden wollten — früher einmal. Das soll aufhören! Jedes mondäne Fräulein ist jetzt seine eigene Normaluhr, und jeder Jüngling weiß sofort, was die Glocke geschlagen hat .... Sie benutzt neuerdings als Clip an ihrem Blusenausschnitt eine niedliche kleine Uhr. Herrlich bequem für Leute, die selbst keine mithaben: „Hallo, mein Fräulein, drehen Sie sich doch bitte mal hier herum." Wenn Sie bei Verabredungen zu spät kommt, kann Er mit Fug und Recht behaupten, daß Sie „nachgeht" — und vielleicht fängt er sogar an, Sie „aufzuziehen"? Oder — er läßt Sie gar „stehen"? — Vielleicht doch lieber Normaluhr, kleines Fräulein?

Ergebnisse sowjetrussischer Mädel-„Erziehung"

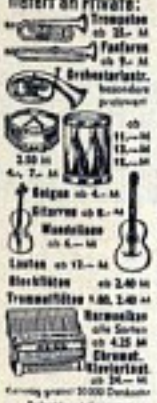
Helene Kononenko, die stalinfromme Helene des sowjetrussischen Erziehungswesens, ließ vor kurzem in der „Komsomolskaja Prawda" eine Artikelserie los über die sowjet-

Frisch, gesund und braun!
Alle Freuden des Sommers genießen mit dem leistungssteigernden, sonnenbrandschützenden und bräunenden Diaderma-Hautfunktionsöl od. Nußöl.
Prof. v. H.E.G. Gottlieb, Heidelberg 180 H
Diaderma

KINOSPORTBUCH

Schwimmen u. Wasserspringen
lehrt alle Techniken m. 250 Bildern RM. 2.50. Prospekte gerne vom Otto Maier Verlag Ravensburg

Kauft bei unseren Inserenten!

Die SINGER hilft der Hausfrau viel Geld sparen!
Weitestgehende Zahlungserleichterungen-Mäßige Monatsraten
SINGER NÄHMASCHINEN AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN W8 • KRONENSTRASSE 22 • SINGER KUNDENDIENST ÜBERALL

Harmonika-Musikinstr.-FABRIK
Hess, Klingenthal
liefert an Private:

Hess Musik von Hess
Klingenthal Sa. 276

Fabelhaft,
wie doch die Hände sauber werden
mit ABRADOR
so sagt jeder, der diese Spezial-Handseife zum ersten Male gebraucht.
Durch einfaches Händewaschen mit Abrador werden die Hände schnell ohne viel Schrubben „von Grund auf" rein, selbst Farbe, Harz und Schmiere, Obst- u. Gemüseflecke nach dem Einmachen, Erdschmutz und andere hartnäckige Spuren verschwinden im Nu.
Besonders an heißen Tagen ist Abrador infolge seiner belebenden Massagewirkung geradezu wohltuend bei verschwitzten und klebrigen Händen.

Abrador erhalten Sie überall, wo es Seife gibt. Stck. 20 Pfg.
LUHNS Seifen- u. Glycerin-Fabriken · Gegr. 1869 · Wuppertal-Elberfeld

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer farbiger Katalog mit über 100 Abb. - Alle Instrumente in Originalfarben
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl.
MÜNCHEN
Kaufingerstraße 10

russische Mädelerziehung oder was dort so benannt wird. Nach diesen Darlegungen ist wohl kein Zweifel mehr erlaubt, daß es nunmehr bald erreicht wird, nämlich das Ideal der Befreiung der Frau, wie sich der Bolschewismus es vorstellt.

Schon können nämlich die 16- bis 18jährigen Mädchen, die durch die kommunistische Schule gegangen sind, weder nähen noch kochen — nicht einmal einen Knopf annähen, wie Helene triumphierend feststellt! —; dafür aber sind sie sehr auf Draht in allen sportlichen und technischen Dingen und träumen angeblich von nichts anderem, als Fliegerinnen, Fallschirmabspringerinnen, Ingenieure, Architekten und Zeitungsschreiberinnen zu werden.

Die Schülerin Nina, die Helene als das beste vorgefundene Produkt bolschewistischer Mädelerziehung bezeichnet, will Baumeisterin werden und hat tiefe Abscheu vor der Gründung einer Familie. Sie erklärt: „Das kommunistische System kennt nur ein Gemeinschaftsfamilienleben. In diesem beschäftigen sich besondere Spezialisten mit dem Suppekochen und dem Kleiderflicken." Vorderhand muß sich freilich — wie die Kononenko unschuldig hinzufügt — Ninas Vater mit den Kleidern seines bolschewistischen Töchterchens beschäftigen und die Knöpfe annähen . . .

Ein anderes Ergebnis der bolschewistischen Mädelerziehung, das freilich kein Ergebnis ist, wie die Kononenko selber ärgerlich bemerkt, denn hier ist alles beim alten geblieben, bilden die Alben oder Tagebücher der jungen Bolschewistinnen, die genau so aussehen sollen wie die sentimentalen und verkitschten der berühmten „höheren Töchter" vor 50 Jahren, nur „mit dem einzigen Unterschied, daß die Aufzeichnungen und Gedichte darin auf einem noch viel tieferen Niveau stehen und durchweg von einer geradezu beschämenden Plattheit sind."

Auch mit der Kleidung der jungen Bolschewistinnen steht es leider nicht anders aus. Sie ist „ohne jeden Geschmack und steht meist mit der Trägerin in schreiendem Widerspruch." Doch hier weiß Helene Rat, und sie empfiehlt die zwangsweise Einführung einer einheitlichen sowjetrussischen Mädeluniform! Ob die „geschmackvoller" wirken wird, bleibt allerdings auch erst abzuwarten.

UNSERE BÜCHER

Die Marienburg.

22 Bilder. Text von Joseph von Eichendorff. Verlag Der Eiserne Hammer, Leipzig. 64 Seiten; Preis RM. 1.20.

Ein Buch, das für unsere Fahrtengruppen sehr gut zur Vorbereitung einer Ostlandfahrt zu verwenden ist. In dem vorangestellten Text ist nicht nur die bauliche Entwicklung der Marienburg aufgezeigt, sondern gleichzeitig ihre Geschichte. Gut ausgewählte Aufnahmen lassen das Buch zu einem Ganzen werden, das einen starken Eindruck der Marienburg vermittelt. Hilde Munske.

Spuren in der Wildnis.

Von Mortimer Batten. Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart; in Leinen 3.80 RM.

Von wilden Tieren aus den Bergen Schottlands und den weiten Wäldern Kanadas wird in diesem Buch berichtet. Bären, Ottern, Hunde, Wildkatzen und noch viele andere sind in ihrer schönen starken Ursprünglichkeit geschildert. Sie alle begegnen einmal in ihrem Leben dem Menschen. Die einen sagen ihm unüberwindliche Feindschaft an, anderen wird er zum Freund, zum Helfer. In diesen Tiergeschichten ist keine Sentimentalität, werden den Tieren keine menschlichen Eigenschaften zugeschrieben. Immer wieder spürt man beim Lesen dieses Buches, daß es aus einem wirklichen Erlebnis heraus geschrieben ist. Hilde Munske.

Berichtigung. Zu dem Artikel des vorigen Heftes: „Ein Besuch bei Milly Steger" teilen wir auf Wunsch der Künstlerin folgendes mit: Es ist ein Irrtum, daß der deutsche Staat die meisten Arbeiten Milly Stegers käuflich erworben habe. Viele der Plastiken sind auch in öffentlichen und Privatsammlungen vertreten.

Die Aufnahmen der Umschlagseite des vorliegenden Heftes wurden uns von Doris Paschke, Berlin, zur Verfügung gestellt.

Vom Leben der Zähne

Gute Zähne tragen wesentlich dazu bei, dem gesamten Körper die Gesundheit und natürliche Spannkraft zu erhalten, die jeder Mensch besitzen muß, sein Leben zu meistern.

Viele wissen nicht, daß die Zähne leben, in engstem Zusammenhang mit dem ganzen Organismus stehen, kranke Zähne den ganzen Körper krank machen.

Das Büchlein „Vom Leben der Zähne" ist ein wertvoller Wegweiser zu der Erkenntnis, daß unsere Zähne lebende Werkzeuge sind und lebenswichtige Aufgaben zu lösen haben. Es zeigt in wohlgelungenen Bildern den Wunderbau des Zahnes mit seinen Blutgefäßen, Nerven und Kanälen und gibt einen wichtigen Überblick über alles, was mit dem Zahn zusammenhängt.

Wir versenden das Büchlein „Vom Leben der Zähne" kostenlos, Anforderung mit genauer Anschrift an:

Chlorodont-Fabrik, Dresden-N. 6

„Das Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ., Berlin; Hauptschriftleiterin Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Mühle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover M, Georgstraße 33, Fernruf 5 04 41. DA. 2. Vj. 1937: 178 542; davon Ausgabe Kurmark 5110, Ausgabe Berlin 23 627, Ausgabe Pommern 4044, Ausgabe Nordsee 8683, Ausgabe Niedersachsen 7000, Ausgabe Ruhr-Niederrhein 8826, Ausgabe Mittelrhein 4470, Ausgabe Hessen Nassau 4328, Ausgabe Kurhessen 5317, Ausgabe Mittelland 5545, Ausgabe Sachsen 13 912, Ausgabe Thüringen 4497, Ausgabe Franken 8009, Ausgabe Hochland 8873, Ausgabe Mittelelbe 5548, Ausgabe Mecklenburg 2496, Ausgabe Saarpfalz 2781. — Für Reichsausgabe: Pl. 8. — Für vorstehend genannte Obergau-Ausgaben: Pl. 7.

Das ruhr-niederrheinische Mädel

Aus Leben und Arbeit des Obergaues 10 Ruhr-Niederrhein

40 Mädel auf Großfahrt durch den Westen

Wenn man im Reich vom deutschen Westen und seiner Schönheit spricht, denkt man meistens zunächst einmal an den Rhein. Rheinlieder, die jeder kennt, Burgen und Ruinen am Rhein, um die sich die alten Sagen spinnen, der Gedanke an den berühmten Rheinwein drängen das andere leicht in den Hintergrund. Aber wir, die wir im Westen leben, haben dafür zu sorgen, daß er in seiner ganzen Bedeutung und Schönheit erkannt wird, und daß man nicht immer nur einen Teil für das Ganze nimmt. Gerade der Westen ist unendlich vielgestaltig.

Die Mädel der Haushaltungsschule Geldern, die ein Jahr lang nahe der Grenze im Westen leben, sollten auf einer zweiwöchigen Fahrt durch die Eifel, an die Mosel und an den Rhein ihre neue Heimat gründlich kennenlernen. Was sie in der Schule von der Eifel gehört hatten, hatte die Vorstellung in ihnen zurückgelassen, daß es sich um etwas im höchsten Grade Oedes und Langweiliges handle, eine Landschaft ohne Baum und Strauch, die einzig und allein Ginsterbüsche, das berühmte „Eifelgold", aufzuweisen habe. — Diese falsche Vorstellung schwand schon nach zwei Tagen.

Unsere Fahrt begann mit einer kurzen Wanderung von Obermaubach nach Nideggen. Eben waren wir noch mit dem Zug durchs Flachland gefahren, und nun standen wir mit einem Male mitten in den Bergen. Der Aufstieg durch den Wald gab uns einen kleinen Vorgeschmack von dem, was uns an Klettern noch bevorstand. Aber wenn wir auf der Höhe standen und weit über Berge, Felder und Wälder hinwegsahen, war der ungewohnte „Druck" der Affen schnell vergessen.

Zu Zweien und Dreien gingen wir dann in der Freizeit durch das alte Städtchen Nideggen, stöberten im Burggelände umher, — keine geheimnisvolle Tür und kein dunkler Gang waren vor uns sicher, — und hatten das herrliche Gefühl, noch vierzehn freie, wunderschöne Tage vor uns zu haben.

In Gemünd, Monschau, Daun und Bacharach übernachteten wir zweimal. Welche Begeisterung bei dem Gedanken, einmal für einen Tag den Affen los zu sein und „unbeschwert" durch die Gegend ziehen zu können. Bergauf, bergab stiegen, kletterten und rutschten wir. Je zwei bekamen die Karte und legten ihre Probe im Zielwandern für das Leistungsabzeichen ab. Ab und zu liefen wir auch einmal einen falschen Weg. Aber zurück? — Nur wenn es absolut nicht anders ging! Sonst lieber steil bergauf und quer durch den Wald, bis wir wieder zur richtigen Straße kamen.

Wir sahen jeden Augenblick Neues und scheinbar immer wieder Schöneres, — am dritten Tag die Ordensburg Vogelsang. Voll Bewunderung standen wir vor den einzelnen Gebäuden, die in dem wuchtigen, vierkantigen Stil errichtet sind, der alle Bauten des nationalsozialistischen Deutschland kennzeichnet.

Wir spürten, wie aus dem Geist der nationalsozialistischen Weltanschauung ein neuer, in sich geschlossener und überzeugender Baustil gewachsen ist und konnten uns vorstellen, daß die Männer, die ein Jahr und länger in dieser Burg gelebt haben, ganz erfüllt sind von ihrem Geist und überall, wohin sie gestellt werden, Soldaten des Führers sind, auf seine Befehle horchen und seine Forderungen durchsetzen.

Zum fröhlichen Abschluß unseres Besuches setzten wir uns in die Kantine der Ordensburg. Die „Verwaltung" zeigte sich großzügig und stiftete Kaffee und Kuchen.

Am ersten Sonntag fuhren wir mit dem Autobus von Gemünd nach Monschau. Innerlich stöhnend stiegen wir die vielen Treppenstufen zur Burg hinauf, die gleichzeitig Jugendherberge ist. Oben gerieten wir in ein lustiges Treiben. Der Obergau Mittelrhein hielt einen Kursus ab, Mädel und Jungmädel aus dem Grenzuntergau versammelten sich zum Singwettstreit, und alle zusammen wollten auf dem Marktplatz ein offenes Singen durchführen. Selbstverständlich beteiligten wir uns. Lustig fing es an: „Wenn alle Brünnlein fließen . . ." Die Monschauer sangen zwar nicht sehr kräftig mit, aber sie machten vergnügte Gesichter — trotz des Regens.

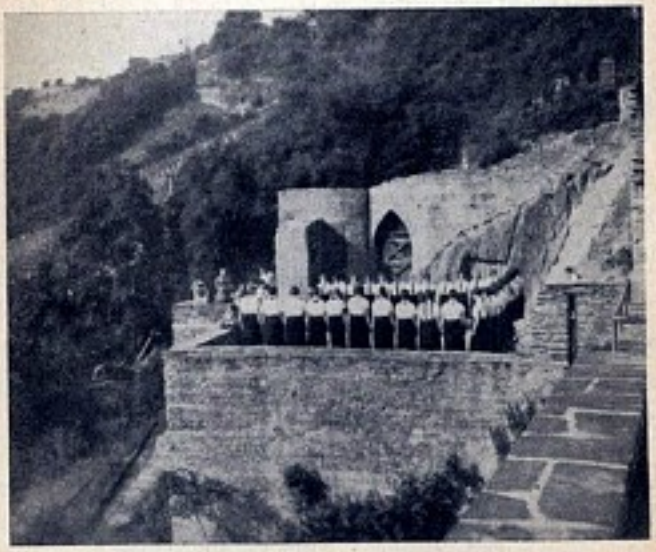
Am nächsten Morgen führte uns der Eifeldichter Ludwig Mathar durchs Städtchen und erzählte von Monschaus Vergangenheit. Er zeigte uns die alten Fachwerkhäuser am Markt und die Prachtbauten der Barock- und Rokokozeit, die die reichen Monschauer Tuchweber gebaut haben. Denn Monschau ist durch seine Tuchindustrie berühmt geworden. Im 18. Jahrhundert wurden von dem kleinen Grenzstädtchen aus überall im Reich Zweigniederlassungen begründet.

Wir hörten ferner vom stillen und harten Kampf an der Grenze, vom hohen Venn, das von den Menschen, die es nicht kennen, für eine öde, baumlose Hochfläche gehalten wird, und dessen Schönheit nur der spürt, der es geruhsam durchwandert und der sich die Zeit nimmt, Landschaft und Menschen gründlich kennenzulernen.

Eine Feierstunde am Abend an der Burgmauer vertiefte in uns das Erlebnis der Grenze. Wir sprachen vom Kampf um die Westgrenze, der ein Kampf um den Rhein war. Schlageters Name ließ die Zeit deutscher Schmach und deutschen Heldentums vor uns erstehen. — Wir sind den Menschen, die im Westen für uns auf Vorposten standen und stehen, nie so nahe gewesen wie an diesem Sonnwendabend.

Von Monschau wanderten wir nach Reifferscheid und weiter nach Gerolstein. Als wir dort abends auf der Burg standen, hatten wir ein ganz anderes Stück Eifel vor uns, als wir bisher gewohnt waren: schroffere, eigenartigere Formen. Manche Berge um Gerolstein heben sich kegelförmig aus der Landschaft heraus. Man spürt schon die vulkanische Eifel.

In Monschau erlebten wir eine eindrucksvolle Feierstunde



Von Daun aus gingen wir zwei Tage später zu den Maaren. Wieder empfanden wir die eigenartige Schönheit der Eifel. So nahe die drei Maare auch beieinander liegen, so verschieden sind sie ihrer Art und ihrer Wirkung nach: das ernste und abgründige Totenmaar, das Schalkenmehrener, das dagegen beinahe wie ein großer, friedlicher Dorfteich wirkt, und das heitere, freundliche Gemünder mitten zwischen bewaldeten Bergen, dem man seine vulkanische Entstehungsweise so gar nicht mehr anmerkt.

In Schalkenmehren besichtigten wir die Werkstätten, in denen das „Maartuch" gewebt wird. Die bunten Decken und Kissen, die Kleider- und Blusenstoffe gefielen uns so gut, daß wir am liebsten das eine oder andere Stück gekauft hätten, wenn es um unseren Geldbeutel nicht so schlecht bestellt gewesen wäre.

Von der Eifel ging es an die Mosel: Sieben Stunden Dampferfahrt von Berncastel bis Brodenbach. Das Ergebnis zeigte sich am nächsten Morgen beim Appell: wir waren alle unwahrscheinlich braun gebrannt.

Beim Abendessen in Brodenbach hatte man uns die schwerwiegende Frage gestellt: „Was möchtet ihr lieber: 22 Kilometer einen wunderbaren Weg durch eine Klamm oder nur 13 Kilometer einen ziemlich langweiligen Höhenweg gehen?" Die Entscheidung fiel schwer. An und für sich reizte natürlich der längere Weg, aber da sich inzwischen eine ganze Reihe Fußkranker bei uns angesammelt hatte, meldete sich ungefähr die Hälfte für 13 Kilometer. Wir wanderten daher am nächsten Tag in zwei Abteilungen mit dem Treffpunkt Boppard. Die „Klammwanderer" kamen allerdings zuerst am Ziel an, aber dafür hatten die „anderen" ebenfalls einen Weg von rund 20 Kilometer hinter sich. Natürlich nicht den „langweiligen Höhenweg", sondern eine ziemlich anstrengende Wanderung bergauf und bergab.

Wir waren so stolz und froh, weil alle tadellos durchgehalten hatten, daß wir, als wir von der Höhe den Rhein und Boppard sahen, vor lauter Uebermut und Begeisterung einen ganz schmalen, steilen Weinbergspfad der direkt auf Boppard zuführte, hinunterkraxelten.

Mit dem Zuge fuhren wir nach Bacharach. Noch einmal wurde in bezug auf Klettern und Steigen allerhand von uns verlangt. — Treppenstufen erregten seit Monschau schon von weitem unseren Haß, — aber mit dem schönen Bewußtsein, wirklich zum allerletztenmal den Affen zu schleppen, schafften wir's.

Zwei Tage am Rhein bildeten den Abschluß unserer Fahrt. Von Burg Stahleck aus fuhren wir zum Niederwalddenkmal und nach Rüdesheim und am nächsten Tag zu Schiff nach Köln und mit dem Zug zurück nach Geldern.

Unsere Fahrt hat uns mit ganz verschiedenartigen Landschaften und Menschen in Berührung gebracht. Wenn wir nach einem Jahr wieder in unsere Heimat zurückkehren, nach Thüringen, Baden, Schlesien oder Hamburg, dann ist uns der Westen mehr als ein Begriff. Dann sehen wir, wenn wir von ihm sprechen, immer das Land vor uns, das wir zwei Wochen lang durchwandern durften.

L. R.

Unser Obergausportfest!

Schon lange haben wir Essener Mädel darauf gewartet, daß einmal wieder ein richtiges BDM.-Fest in unserer Stadt wäre. Als wir dann im Heimabend erfuhren: das Obergausportfest findet in Essen am Uhlenkrug statt, war es uns allen klar, daß das für uns eine ungeheure Freude und auch eine Menge Arbeit bedeutete.

Möbelwagen als Umkleideräume

Wer in den letzten Tagen zur Untergaudienststelle kam, konnte damit rechnen, etwas längere Zeit als vorgesehen dort zu bleiben. Man konnte gar nicht anders als mithelfen, so viel mußte vor dem Fest an Kleinarbeit geleistet werden. Es kommt ja nicht allein darauf an, daß die Uebungen am Sonntag tadellos klappen, sondern einen Erfolg nennen wir es erst, wenn die Mädel mit einer wirklich großen Freude nach Hause gehen, daß heißt, wenn auch jede kleinste Organisationsarbeit klappt.

Die Kreisleitung Essen und die Ortsgruppen haben bei den Eltern und der Bevölkerung für Freiquartiere gesorgt. Es ist kaum ein Essener gewesen, der nicht für die eine Nacht gern ein Bett zur Verfügung gestellt hat. Mit welch großer Freude die Essener Bevölkerung am Sportfest des Obergaues teilnahm, zeigte der Flaggenschmuck, den die Stadt schon am Samstagmorgen zeigte. Sogar die Straßenbahnen hatten die lustigen kleinen Fähnchen aufgesteckt.

Diejenigen, die schon am Samstag ankamen, wurden von den Essener Mädeln zum Uhlenkrug und an die Sammelplätze geführt. Zum Umkleiden sind dort Möbelwagen aufgestellt. Es sind nicht genügend Räume vorhanden gewesen, um ein schnelles und ordentliches Umkleiden der Mädel zu ermöglichen, — also half man sich auf diese Art. Den Mädeln hat das ungeheuren Spaß gemacht, nicht jede hatte schon einmal Gelegenheit, sich im Möbelwagen umzuziehen.

Zum Mannschaftskampf angetreten!

Die Möbelwagen sind gründlich untersucht, das fabelhafte Sanitätszelt genügend bewundert, und schnell hat man einen Blick in die verheißungsvoll dampfenden Gulaschkanonen geworfen, als es heißt: „Zum Mannschaftskampf angetreten!" Das Obergausportfest hat begonnen. Jedes Mädel, das von seinem Untergau als Kämpferin nach Essen geschickt worden ist, reißt sich zusammen. „Ganz ehrlich wollen wir kämpfen", sagt die Obergausportwartin, „denn auf eine saubere Art wollen wir die beste Mannschaft des Obergaues ermitteln."

Nachdem am Fahnenmast zum erstenmal in diesen Tagen die Fahne gehißt wurde, setzt auf dem Platz ein reges Leben ein. Hier bemühen sich Mädel um den besten Wurf, dort wird gesprungen, und um die Bahn läuft die Staffel der Mädel. Ueberall wird gerufen, ermuntert und angespornt. Noch weiß niemand, wer siegt. Jedes Mädel glaubt an den Sieg seiner Riege. Morgen werden sie erst endgültig erfahren, welcher Untergau die beste Mannschaft stellte.

Ein Tag, wie man ihn sich nicht schöner wünschen konnte!

Das war ein Leben mittags auf der Mondscheinwiese, wo die Mädel- und Jungmädel-Gruppen- und Ringführerinnen des ganzen Obergaues ihre mitgebrachten Butterbrote verzehrten, und alle voller Vorfreude auf den Nachmittag und die Sportvorführungen waren. Wer würde wohl die große Quetsche, den

Aufmarsch der Mädel zum Obergausportfest in Essen

2000 Mädel zeigten beim Sportfest die Körperschule

ersten Preis im BDM.-Mannschaftskampf, bekommen? Und ob Wuppertal tatsächlich die Essener Mädel im Handballspiel schlagen könnte?

Pünktlich um halb vier nachmittags ertönte das Kommando zum Einmarsch. Es war ein herrliches Bild, als rund 2000 Mädel auf dem Rasen aufmarschierten. Dazu die Ränge ringsumher voll von Mädeln und Jungmädeln, die Tribüne dicht besetzt mit unseren Gästen, und über allem die strahlende Sonne. Es war wirklich ein Tag, wie man ihn sich schöner nicht wünschen konnte! —

Die Obergauführerin begrüßte die erschienenen Gäste und sprach kurz zu uns über den Sinn unserer Sportarbeit. — Langsam stieg die Fahne am Fahnenmast hoch.

Nach den Ausführungen des Gauführers des DRL. begannen die sportlichen Uebungen: zuerst eine Laufschule sämtlicher Essener Jungmädelführerinnen, danach die Körperschule. Man merkte es den Mädeln, die da auf dem Rasen standen, an, daß sie an sich gearbeitet hatten. Wir wußten alle von den Untergausportfesten, wie es dabei auf jede einzelne ankam, wie jede auf sich achten und sich in den Rahmen des Ganzen einfügen mußte, damit dieses straffe, geschlossene Bild zustande kam.

Schlag auf Schlag folgten nun die einzelnen Vorführungen: die Seilgymnastik der Jungmädel, der Jungmädelmannschaftskampf und die 10mal50-Meter-Staffel der Mädel. Endlich ertönte das sehnlich erwartete Kommando: „Achtung, die Handballmannschaften machen sich fertig!" Zweimal zehn Minuten Spielzeit. Jetzt kam es darauf an: Essen oder Wuppertal.

Dreimal schoß Essen auf den Pfosten, aber endlich: „Haaaa! Das erste Tor! Für Essen." Die Mannschaften kamen in Schwung. Bei der Halbzeit stand die Sache günstig für Essen.

Halbzeit, — und auf einmal die Stimme der Obergausportwartin am Mikrophon: „Jungmädel, was lesen wir?" Gespannte Erwartung bei den Zuhörern. Gegenüber der Tribüne, hinter der Mauer, die die Ränge von der Aschenbahn trennt, bewegte sich etwas. Zwei, drei Riesenbuchstaben wurden sichtbar. Noch ein paar, und jetzt, — da stand es: „Das Deutsche Mädel!" Alles lachte, und befriedigt ließen die Jungmädel die Buchstaben wieder verschwinden.

Das Handballspiel geht weiter. Zwei zu Zwei. Jetzt werden die Ränge aufgeregt. Vielleicht versucht man es einmal mit Sprechchören. Richtig, das hilft. Essen schießt noch ein Tor. — Ein Pfiff. Das Spiel ist zu Ende. Wir haben eine „beste Handballmannschaft des Obergaues."

Nach der bunten Spielweise der Jungmädel und den beiden Tänzen der Mädel wurden die Preise verteilt. Wir erfuhren endlich, wer die Quetsche bekam: der Untergau Wesel. Wie die sich freuten!

Noch einmal sprach die Obergauführerin und dankte allen denen, die mitgeholfen hatten, daß der Tag so schön wurde.

Die Fahne wurde eingeholt. Wir sangen das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Dann verließen die Gäste die Tribüne.

Bis zum Abend hörte man noch singende Mädel durch die Straßen Essens ziehen, voran die Wimpel. Sonnverbrannt und müde, aber strahlend vor Begeisterung und Freude über den Erfolg, fuhren die Untergaue in ihren Heimatort zurück.

„Ihr müßt selber Flamme sein!"

Nun sitzen wir endlich im Rund des Waldtheaters. Eine große Freude ist in uns, als wir die vielen Mädel sehen, die ja unsere Kameradinnen sind, und die die gleiche Arbeit tun wie wir. Schon allein das festliche Bild gibt uns die Gewißheit einer großen Gemeinsamkeit.

Dann kommt die Reichsreferentin. Schweigend grüßen wir sie, — und dann beginnt die Feierstunde mit dem Lied „Heilig Vaterland". Es ist lange her, daß wir dieses Lied mit so festlichem und frohem Herzen gesungen haben wie heute. Ein paar Worte klingen besonders an: „Wir wollen den starken Gott des Werks", sagt die Sprecherin und wir spüren, daß das, was dort gesagt wird, unsere Gedanken sind.

Nur zu uns Mädeln spricht die Reichsreferentin. Alles, was sie sagt, gilt unserer Arbeit und gibt uns neue Kraft für den Alltag. Zwei-, dreimal im Jahr, so führt die Reichsreferentin aus, haben wir das Glück, uns in einer großen Gemeinschaft zu treffen, zwei-, dreimal im Jahr spüren wir die Größe unseres Bundes, die uns die Gewißheit in der kleinen Alltagsarbeit gibt, daß wir nicht allein stehen, sondern daß mit uns Tausende von Mädelführerinnen die gleichen Sorgen und die gleichen Freuden erleben wie wir. Das gibt uns immer wieder Kraft, mit frohem und tapferem Herzen an die Arbeit zu gehen.

Es wird viel davon geredet, daß diese Jugend ohne Ehrfurcht sei, ohne Glauben an Gott. Allen, die solches behaupten, können wir entgegenhalten: Noch nie ist eine Jugend so gläubig gewesen, noch nie hat sich die Jugend so an ein Ziel verschwendet, noch nie sich so geschlossen für Sauberkeit und Schönheit eingesetzt wie heute. Wir können Gott in diesem strahlenden Morgen finden, wir sehen ihn im Lächeln eines Kindes und spüren ihn im Rhythmus der Arbeit, wir glauben, daß er auch unsere Arbeit segnen wird, so wie er das Werk jenes Mannes gesegnet hat, dem wir alle gehören.

Das Ziel hat der Führer uns selbst gesetzt, als er sagte: „Und ihr im BDM. erzieht mir die Mädel zu starken und tapferen Frauen!" Das ist der Sinn unserer Arbeit, und immer wieder haben wir uns zu fragen, ob wir gerade auf dieses Ziel losgehen. Wir haben uns Antwort zu geben auf die Frage: Stehst du immer so aufrecht, so klar und sauber in deiner Arbeit, daß du vor dem Führer bestehen könntest? Jede muß sich das selbst beantworten und immer wieder versuchen, noch gläubiger und noch pflichttreuer zu werden. Niemand ist hier unter uns, der nicht den leidenschaftlichen Willen zum Guten hätte.

Es gibt Stunden, wo alles grau erscheint. Wo uns jede Hoffnung verläßt, wo wir glauben, nun keinen Schritt mehr weiter zu können. Ich möchte euch ein Wort Gorch Focks dazu sagen: „Wir wollen Gott danken, daß Sturm ist in der Welt, — wir wollen Gott nur um die Kraft bitten, diesen Sturm zu bestehen." In diesen Stunden brauchen wir nur auf den Mann zu blicken, der uns den Weg vorangeht. Er hat wahrhaftig viele Enttäuschungen erlebt, aber ohne Zweifel zeigt er uns seinen Weg.

Wir dürfen niemals in der Arbeit des Alltags, so wichtig sie auch ist, steckenbleiben. Führerin ist nur diejenige, die vorleben kann. Wie wollen wir unsere Mädel anspornen, wenn wir selbst nicht brennen? „Nur wenn ihr Flamme seid, werdet ihr die Mädel mitreißen können, das aber soll eure Hauptaufgabe sein."

Wir sind ganz still geworden. In dieser großen Gemeinschaft ist jede plötzlich allein und muß sich fragen, ob sie ganz treu ist, ob sie so glühend ist, daß ihre Mädel mitbrennen müssen. „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit, über die Zeiten fort seist du gebenedeit!" Wie ein Schwur kommt es jeder vor und es heißt: Ich will noch mehr einsetzen, noch gläubiger sein, und noch treuer.